

BRIEF
DK
0030089



Jarolasch.

Episoden aus dem Leben in Rußland

von

Dr. Richard Wendt.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/jarolaschepisode00wend

Jarolasch.

Erster Theil.



Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Crusenstolpe, M. J. von, der Russische Hof von Peter dem Ersten bis auf Nikolaus den Ersten und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. 1r bis 6r Bd.	7	15
— der Versailler Hof vom Anfang des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1r bis 6r Band	7	15
Europa und der Orient. Oesterreich, die Westmächte und Rußland, Streif- und Schlaglichter zur Würdigung der politischen Verhältnisse der Gegenwart	—	10
Frage, die orientalische, das ist russische	—	15
Feldzug der russischen Armee von Polen in den Jahren 1813 und 1814	1	—
Geschichte, medicinische, des russischen Feldzugs in der Türkei in den Jahren 1828 und 1829	1	15
Heine, H., Reisebilder. 4 Theile	7	—
— Der Salon. 4 Theile	6	20
— Vermischte Schriften. 3 Bände	6	—
— die romantische Schule	2	—
— über den Adel	—	25
— Französische Zustände	2	—
— über Ludwig Börne	2	—
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien	1	—
— Aus den Memoiren eines Russen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod	—	20
— Aus den Memoiren eines Russen. Dritte Folge. Jugenderinnerungen	1	—
— Briefe aus Italien und Frankreich	1	—
— Gesammelte Erzählungen. 1. Band	1	—
— Rußlands sociale Zustände	1	—
— Vom anderen Ufer. Aus dem russischen Manuscript	1	15
Juden, die, in Rußland	—	10
Lewald, A., Graf Lowzinsky. Polnische Novelle	—	22½
— Przebracki, der Russische Polizeispion	1	15
— Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Memoiren der Fürstin Daschkoff. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina der Zweiten. Nebst Einleitung von Alexander Herzen. 2 Theile	3	—
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile	4	15
Rußlands Verdienste um Deutschland. Eine historisch-diplomatische Denkschrift	1	—
Schuselka, F., Deutschland, Polen und Rußland	1	15
Woltmann, J. F. A. L., Pastor, Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen	2	—

Jarolasch.

Episoden

aus dem Leben in Rußland

von



Dr. Richard Wendt.

Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1858.

30029



Vorwort.

Als am $\frac{\text{18. Febr.}}{\text{2. März}}$ 1855 die Kunde von dem Tode Nikolai's I. Pawlowitsch durch Petersburg flog, da war nur *eine* Klage, nur *ein* Schrei des Schmerzes zu hören. Wäre der Kaiser in gewöhnlichen Zeiten gestorben, so hätte sein Tod schon den tiefsten Eindruck machen müssen. Denn dreißig Jahre hatte er die Zügel der Herrschaft mit starker Hand geführt. Von dem Tage an, wo er vor dem Thurme der Admiralität zu dem Grafen Dornberg gesagt hatte, die Rebellion verblendeter Garderegimenter sei eine Familiensache, in welche Europa sich nicht zu mischen habe — von diesem Tage an hatte er die Czarische Majestät in mächtiger, würdevoller Weise repräsentirt; man blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen zu ihm empor; man fühlte in *seinem* Stolze sich stolz. Die Begeisterung für ihn war in den letzten Jahren seines Lebens neu belebt worden

durch seine energische, dictatorische Haltung in den Wirren Europas. Es war ein mächtiger Eindruck, den er damals ausübte, wenn er öffentlich erschien. Bei der Frühlingsparade 1849, kurz vor dem Abmarsche der Garden nach Litthauen, sah ich ihn. Die Regimenter standen auf dem Marsfelde, umringt von einer dichtgedrängten Volksmasse auf den Straßen. In den umgebenden Häusern waren die Balkone, die Fenster, garnirt mit einem glänzenden Damenkreise. Der Großfürst Michail Pawlowitsch, damals Commandirender der Garde — er starb wenige Wochen darauf in Warschau — hatte eben die Musterung der Truppen beendet, und hielt jetzt mit seiner Suite an der Brücke neben dem alten Michailowschen Palais. Aller Blicke waren dorthin gerichtet, und Schlag Ein Uhr erschien Nikolai auf dem hohen Bogen der Brücke, allen weithin sichtbar, und ein brausendes Hurrah brach los aus allen Kehlen und machte der Begeisterung eines Jeden Luft. Es war nicht der anbefohlene Schrei des Heeres — in diesen Ausbruch der Bewunderung stimmte der Muschik im rothen Hemde eben so freudig ein, wie die Führer der Aristokratie, die vor der Kaserne des Pawlowschen Regimentes Platz genommen hatten. — Ich sah ihn ein andermal, im Herbste 1850, kurz vor seiner Abreise nach War-

schau. Es war gegen Abend; ich trat aus einer Seitenstraße in den Newski-Prospekt, als die freudige Bewegung unter dem Volke mich aufhielt. „Gossudar, Gossudar!" (der Herr, der Herr!) erschallte es von allen Seiten, und die Köpfe wendeten sich mit strahlendem Ausdrucke nach der Seite der Admiralität, von wo der Kaiser kommen sollte. In einer kleinen, einspännigen Droschke fuhr er vorüber, mit ernstem Gruße die Huldigungen des Volkes entgegennehmend, und wo er vorüber war, blickte man ihm lange nach, und auf allen Gesichtern lag das stolze Gefühl — „Der ist unser Gossudar." — Acht Tage später begegete ich ihm auf der „Neuen Welt" in Warschau. Er kam von Lazienka, und hatte den Feldmarschall Paskiewitsch neben sich. Wenn sonst der Fürst-Statthalter durch die Straßen fuhr, so sprengte ein Kosakenofficier und drei Kosaken hinter seinem Wagen her, und die Häupter entblößten sich unwillig, weil der Gruß anbefohlen war, und der Nichtgruß strenge Strafen zur Folge hatte. Aber der Wagen des Kaisers rollte ohne Begleitung durch die Straßen, und die Ehrerbietung, die sich vor dem Czaren in dem eroberten Warschau zeigte, war eine ungezwungene und aufrichtige. —

Nun starb jedoch der Kaiser in ungewöhnlicher

Zeit, und sein Tod veranlaßte Schrecken und Entsetzen. Wer wird jetzt die Würde Rußlands aufrecht erhalten — so dachte man — jetzt, wo Feinde gegen sie ankämpfen! Wer wird jetzt den Opfereifer des Volks beleben, den Nikolai durch seine ehrfurchtgebietende Festigkeit, seine Geradheit, seinen Ernst hervorgerufen, erhalten und geleitet hat! Er war der Gewaltige in Europa; so lange Er stand, wagten weder die anzugreifen, die er verpflichtet hatte, noch die gegen ihn aufzustehen, denen er als Herrscherideal erschienen war! — So dachte man damals, und wenn man bis dahin auf einen siegreichen Ausgang des orientalischen Krieges vertraut hatte, so tauchte jetzt die Muthlosigkeit auf, und verdumpfte den Schmerz über den plötzlichen Verlust des „Herrn". Viele haben wohl nachmals gesagt, es sei im Augenblicke der Todeskunde ihnen gewesen, als sei der Alp von ihrer Brust gewichen, der eine lange Zeit auf ihnen gelegen — das ist eine Lüge, die nachmals niedrige Schmeichelei erfunden hat. — Aber allerdings machten sich langsam und allmählig andere Gefühle geltend. Zuerst erweckten die Maßnahmen des jungen Monarchen Vertrauen; er versprach ja, Rußlands Integrität und Machtstellung bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Alsdann flößte seine weichere und

sanftere Persönlichkeit Sympathie ein. Nikolai war der Coloß gewesen, stark genug, um die schwerste Last zu tragen; Alexander konnte darunter erliegen, und nahm sie doch pflichteifrig auf sich. Nun machte sich die Meinung geltend — die bis dahin in Rußland noch nicht aufgekommen war — daß Nikolai den Krieg hervorgerufen habe, und daß es ein Unrecht wäre, von seinem Nachfolger die Verantwortung für eine That zu fordern, deren Urheber er nicht gewesen war. Man vergaß dabei die Solidarität der Monarchie, man übersah absichtlich, daß Alexander erklärt hatte, im Geiste des „Nievergessenen" fortzuregieren. Es dauerte nicht lange, so erweckten einzelne Veränderungen in der obersten Leitung der Angelegenheiten neue Hoffnungen, und wirkten natürlich auf das Urtheil über Nikolai, seine Zeit und sein System zurück. Als endlich Kleinmichel, in Folge eines telegraphischen Befehls vom Kaiser während seiner Krimmreise, den Abschied einreichen mußte, da ward diese Ungnade zum Signal einer vollkommenen Wendung der öffentlichen Meinung — wenn man die Stimmung in den Salons der Russischen Aristokratie so nennen darf. Der Zorn über den Verlust von Sebastopol, den man noch kurz vorher für unmöglich gehalten hatte, wenn Nikolai am Leben geblieben wäre, verkehrte sich in

Zorn über die unwürdigen, jetzt in Ungnade gefallenen „Mitarbeiter" Nikolai's, die an allem Unheil schuld sein sollten; und binnen Kurzem schob man von diesen starren, ungefügen Werkzeugen der Macht die Anklage über den unglücklichen Ausgang des Kampfes auf den unbeweglichen, durch seine eigene Größe verblendeten Sinn des Todten. Von da an war nur noch ein Schritt — und der Ruf „es muß anders werden" knüpfte sich an den ausgesprochenen Willen des jungen Kaisers, „durch den Frieden wieder zu ersetzen, was man im Kriege verloren; durch Hebung der innern Kraft das gesunkene äußere Ansehen wieder zu sichern." Jetzt trieb man bewußt und unbewußt in die unabsehbare Gasse der Reform, und so eifrig that man plötzlich, daß man gern Alles umgestürzt hätte — im Wahne, daß Aenderung Besserung sei — wenn man nur gleich gewußt hätte, wo anfangen!

Wie weit war man am Ende des Jahres 1855 von dem Schmerze entfernt, der sich am 18. Februar desselben Jahres in allgemeinster, aufrichtigster Trauer um den bewunderten Nikolai Luft gemacht hatte! —

Seit jener Zeit drang Rußlands Ruf nach Reform in das übrige Europa, und hier ward man der Ansicht, die Reformen hätten schon begonnen, und der Pariser Friede habe dem Colosse auf thö-

nernen Füßen rechtzeitig Gelegenheit gegeben, sich auf solidere Beine zu stellen.

Und seither geschah mancherlei in Rußland, was als Reform ausposaunt wurde.

Freilich für denjenigen, welcher Rußland kennt, klingt es manchmal komisch, wenn alte Gesetze, die bei Gelegenheit in Erinnerung gebracht wurden, neu genannt werden; wenn allen Ernstes wohl-unterrichtet-sein-wollende Correspondenten verkünden, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft vorgenommen werden solle, unter Bedingungen, welche gerade die Basis der Leibeigenschaft sind; wenn Personen als Verbesserer gerühmt werden, welche die Säulen Nikolaischer Disciplin waren.

In Bezug auf die leitenden Personen bleibt mir eine Anecdote unvergeßlich. Im November 1852 war ich im Vorzimmer eines Kaiserlichen Prinzen, und wartete auf Audienz. Neben mir stand ein General, der eine der wichtigsten Unterrichtsanstalten dirigirte und noch heute dirigirt. Er war im vergangenen Sommer in Deutschland gewesen, und hatte mehrere Universitäten besucht. „Nun," sagte er, „ich habe die deutschen Studenten kennen gelernt! Sind das Menschen? Ist das die Hoffnung Deutschlands? Sie brüllen auf den Straßen; sie laufen herum in bunten Anzügen, farbige Mützen auf dem

Kopfe, Rock und womöglich noch die Weste geöffnet, ohne Halstuch, die Cigarre im Munde. Kein Inspector, kein Pedell bekümmert sich um sie. Ist es ein Wunder, wenn solche zuchtlosen Zöglinge zu Demokraten aufwachsen! Und solche Leute sollen wir in das Land lassen, um unsere Jugend zu verführen und zu verderben! — Nein, der Geist der Empörung ist durch Fremde allein bei uns eingeführt, und da ist es ein Glück, daß jetzt die Gränze gegen sie abgesperrt ist! Gott sei Dank, daß wir auch heute so weit sind, um unsere Kinder durch Männer, die wir gebildet haben, erziehen lassen zu können." — In der ersten Woche des Jahres 1856 traf ich diesen General wieder. Auch damals hatte er im vorhergehenden Sommer eine Reise durch Deutschland gemacht. „Ja," hieß es jetzt, „mit uns mußte es so kommen. Wir haben keine Eisenbahnen — und was wollen die Paar hundert Werst Chausseen in dem großen Reiche sagen! Wir haben kein Volk, statt dessen eine Horde willenloser Menschen; wir haben keine Beamte, nur gefüge Vollstrecker eingeflößter Befehle; wir haben keine Richter, denn kann man diese Maschinen, die nach Gunst und Laune aburtheilen, so nennen? Unsere Generäle verstehen nichts als geschlagen zu werden; unsere Officiere lassen sich bewußtlos zur Schlacht-

bank führen. Und warum ist Alles so bei uns? Weil wir nichts kannten, als Dressur, Disciplin, Subordination! Mußten nicht meine Jungens militärisch antreten, wenn sie zum Theetrinken gingen? War nicht jeder ihrer Schritte vorgeschrieben, unselbständig, bewacht? Wo blieb da das Denken? Wie konnte sich da das Urtheil bilden? Ja! in Deutschland, da ist eine andere Erziehung. Z. B. die deutschen Studenten. Sie müssen nicht in das Colleg gehen; aber sie wissen, daß wenn sie nichts lernen, sie allein die Schuld tragen; und darum lernen sie. Sie haben Interesse an der Wissenschaft, weil kein Zwang sie dazu treibt; sie lieben ihre Professoren, weil sie keine Zuchtmeister sind, sondern Führer in dem Bereiche des Gedankens! Da können wir uns ein Beispiel nehmen; solchen Geist müssen wir unter uns pflegen, um sicher zu sein, daß wir Menschen heranbilden, und keine Automaten. Selbst unsere Officiere müssen wir so bilden, statt in diesen einregimentirten Cadettenschulen. Das bischen Taktik, was ein Officier braucht, lernt jeder gebildete Mensch in ein Paar Tagen." —

Aehnliche Wendungen haben viele der heutigen Staatsmänner Rußlands gemacht. Diese Herren — und es sind gerade die einflußreichsten — berauschen sich mit Phrasen, und schrecken doch vor

der Handlung zurück; sie schwindeln sich in einen Liberalismus hinein, der sie im Momente der That im Stiche läßt, und der traditionellen Gewohnheit ihr Recht einräumt; sie halten sich selbstverblendet für Neugeborne, und sind doch immer weiter nichts, als die alten Hebel der Macht. Aber die Phrase steckt an; der Schwindel wirkt betäubend auf andere; die eigene Verblendung läßt sie in falschem Lichte erscheinen. Der Traum, daß man reformire, hat allmählig immer weiter um sich gegriffen, und im Traume hat man allerdings einzelne Gesetze gegeben, einzelne Verordnungen erlassen, die auf Reformen hinzielen — in Wahrheit ist direct nichts Wesentliches geschehen, wenn auch Manches vorbereitet und in Angriff genommen ist.

Indirect ist desto mehr erreicht. Die Phrase hat die Disciplin gelockert, und die Apathie der Masse erschüttert.

Wohin die nächste Zukunft Rußlands treibt — wer kann das wissen! Die Bewegung des einmal gegebenen Anstoßes kann binnen Kurzem so stark sein, daß die Regierung sie nicht mehr zügeln kann, und daß sie der sich selbst betrügenden Reformrhetoren ebenso spottet, wie der entgegenstrebenden Männer der früheren Zeit. —

Die nachfolgenden Blätter führen zunächst in die Zeit unmittelbar vor Nikolai's Tode. Ich schilderte Thatsächliches; aber ich will den Leser durch diese alltägliche Autorenversicherung nicht bestimmen, mir mehr zu glauben, als ihn die innere Wahrheit meiner Erzählungen für wahr zu halten zwingt. Freilich muß manche befremdende Einzelnheit auf Rechnung des fremdartigen Stoffes gesetzt werden; mancher Characterzug der handelnden Personen ist in den nationalen Eigenschaften und der nationalen Bildung begründet, die eben anders sind, als bei uns. Bei alledem muß die Harmonie der Farben für die Wahrheit des Colorites zeugen, und wenn ich diese Harmonie nicht erreichte, so war dies mein Fehler, und nicht der des authentischen Stoffes.

An diese Episoden würden sich weitere knüpfen, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich zusammenhängend, welche bis in die neueste Zeit herüberleiten, und dem Leser ein Bild des heutigen Rußlands vorzuführen bestimmt sind.



In Großrußland.



Inhalt.



Erste Episode.

Ländlich.

I.

Der Frühling des Jahres 185. war frühzeitig in den Norden hereingebrochen. Schon in den ersten Tagen des Aprils zehrten die Sonnenstrahlen an der gewaltigen Schneedecke, welche die weiten Ebenen des Novgoroder Gouvernements bedeckten, schlichen in die Wälder, um die Bäume von ihrer Winterlast zu befreien, und lagerten auf den erstarrten Seeen, daß das Eis krachend barst, und bald in gewaltigen Schollen an einander treibend sich selbst vernichtete. Der Bauer eilte, die gefällten Baumstämme auf seinen Schlittchen aus dem Walde nach der Baustelle zu schleifen; aber schon glitt der Schlitten nicht überall mehr auf dem Schnee, die Straße war an den höher gelegenen Stellen mit einer schwarzen, weichen Oberfläche bedeckt, durch welche die Wärme immer tiefer in die Erde drang. Ein paar Tage noch ging es, we=

nigstens in den Morgenstunden, über Schnee und Schmutz hinweg. Aber die Pferdchen stöhnten immer mehr auf dem Wege, hielten immer öfter an, und immer tiefer schnitten die Schlittenkufen in den durchweichten Boden.

Eben keuchte ein Pferd eine kleine Anhöhe hinauf und schleppte einen großen Stamm, der auf zwei mit Stricken verbundenen Schlitten ruhte. Die Last war zu groß. Nach einer letzten Anstrengung hielt das kleine magere Thier an, um auszuruhen. „Nu Stute!" schrie ihm der Bauer zu, „versuch's noch einmal. 's wird schon der letzte sein." Das Pferd setzte an. „Hop! ahü!" half der Bauer; aber es ging nicht. „O, Alte, bist faul! Hier hast du's!" und die kurze Peitsche fiel klatschend auf den Rücken. Wieder zog das Pferdchen an, daß die alten, vielfach verknüpften Baststränge zu reißen drohten — die Schlitten rührten sich nicht von der Stelle — im Gegentheil sie sanken tiefer in den weichen Boden hinein. Der Bauer besah sich langsam und ruhig die Sache, ging um die Schlitten herum, suchte ein wenig auf die Seite zu schieben, aber er vermochte nicht mehr als sein Pferd.

„Hol der Teufel den Dreck! Er wird auch ohne den seinen Stall bauen! Werde ihm nicht für

funfzig Kopeken meine Stute todtschlagen. Hat er nicht gefragt, wo wir das Holz herholen, kann er auch sehen, wo es bleibt!"

Damit machte sich mein Nikin Iwanitsch daran, den Stamm von den Schlitten herunterzuwälzen, stieß ihn, als er herabglitt, mit Hülfe eines Knüppels auf die Seite des Weges, nahm dann den zweiten Schlitten und stellte ihn auf den ersten, pflanzte sich selbst oben drauf, und mit einem „Na, nach Hause, Stute!" fuhr er davon.

Als er in sein Dörfchen einfuhr, lugte hie und da ein Mütterchen durch das kleine Fenster, Kinder, an den Häusern sich sonnend, starrten ihm nach; Hunde krochen unter den Thoren hindurch, und wollten bellend dem Pferde nachsetzen, aber einen Bekannten witternd, gingen sie ruhig zurück. Aus einem der bessern Häuser trat ihm ein Bauer entgegen.

„Da siehst du! Nikin Iwanitsch! Hast's auch aufgegeben. Wird schon jetzt nichts mehr werden."

„Ja, Jesim Timofeïtsch! dachte noch funfzig Kopeken zu verdienen, aber konnte nicht auf den Berg kommen. Den Balken habe ich dort liegen lassen; wer ihn holen will, holt ihn."

Wird ihn keiner holen, Nikin! Vielleicht das

andere Jahr, aber jetzt ist's vorbei mit dem Winterwege. Lagen noch viel Stämme im Walde?"

„Hab' sie nicht gezählt, Jefim Timofeïtsch; ist nicht meine Sache! Wenn der Förster kommt, kann er sehen, wie viel wir ihm gestohlen haben."

„Der wird sich auch nicht d'rum bekümmern, Nikin! 's ist ja Kronsholz. Wollte nur wissen, wenn etwa der Herr schimpft, weil wir ihm nicht die volle Zahl angeschleppt haben, daß wir ihm sagen können, wieviel wir ihm noch gebracht hätten, wenn der Winterweg geblieben wäre!"

„Ach was, Jefim Timofeïtsch! Kannst sagen wieviel du willst, schimpfen wird er doch!"

„Deine Stute ist noch nicht müde, Nikin. Wirf das eine Schlittchen herunter, und wir fahren hinüber nach Zarecke (hinter dem Flusse). Wollen hören, was es Neues giebt. Vielleicht wissen sie, wann der Herr kömmt."

„Nu, wenn der Schnee weg ist, kömmt der Herr. Aber wollen hören, Jefim Timofeïtsch!"

Nikin Iwanitsch warf das obere Schlittchen herunter, zog es in sein nahegelegenes Gehöft, brachte ein Bündel Heu mit, das er auf den andern Schlitten ausbreitete; unterdessen hatte Jefim Timofeïtsch seinen Pelz angezogen; beide setzten sich auf den Schlitten, der eine rückwärts, der andere

vorwärts, so daß sie in der Mitte nebeneinander saßen, und es ging wieder zum Dörfchen hinaus, dem Kirchdorfe Zarecke zu, wo das Herrenhaus stand.

Jefim Timofeïtsch bekleidete die wichtige Stelle eines Starosten oder Bauernaufsehers auf dem Gute des alten Generals Nikolay Alexandrowitsch Nikoloff. Darum ward er auch immer, obgleich er Leibeigener war, mit seinem Vatersnamen genannt. Er konnte Gedrucktes und Geschriebenes lesen, zur Nothdurft schreiben, war also ein Grammotnyi (Schriftgelehrter). Das hatte ihm seinen Posten verschafft, wozu ihn sonst weder sein Verstand noch seine Ehrlichkeit befähigten. Im Gegentheil, er machte mit den Uebrigen gemeinsame Sache, wenn es sich darum handelte, den alten Herrn zu betrügen; obgleich nicht gerade er der Erfinder von Spitzbübereien war. Zu gutmüthig, um die Kameraden zu verrathen, zu egoistisch, um dargebotene Vortheile abzuweisen, war er den Bauern der bequemste Starost. Man beneidete ihn nicht, denn er war im Sommer immer auf dem Herrenhofe und mußte die Launen des alten Herrn, sein heftiges Aufbrausen, Schimpfen und Drohen aushalten. Weil er geduldig sich abkanzeln ließ, war er dem Herrn auch gerade recht, und stand fest genug

auf seinem nur von der Willkür abhängigen Posten, so daß er eine Art von Selbstbewußtsein gewonnen hatte.

„Siehst du, Nikin," sagte er, während das Pferd langsam hintrottete durch die Felder; „in ein Paar Tagen wird der Schnee weg sein. Dort gucken schon die grünen Spitzen hindurch. Das Korn hat's gut gehabt und Ernte wird werden. Aber wir werden zu thun haben mit dem Baue. Ist es ihm da eingefallen, die Küche aus dem Hause zu schaffen, weil es zu warm wäre, und weil er ein Zimmer mehr braucht für den jungen Herrn, der jetzt alle Sommer mit heraus kommen soll!"

„Ja, Jakob Nikolajewitsch wird unser sein. Warum aber wird er dem Kaiser nicht mehr dienen?"

„Warum, Nikin? Nu, du bist noch nicht lange hier. Als man euch aus dem Pskowschen übergesiedelt hat — wie lange ist's doch her?"

„'s ist schon das vierte Jahr, Jefim Timofeitsch," antwortete Nikin, und gab dem Pferde einen rauhen Schlag, als ärgerte er sich an die alte Heimath erinnert zu werden, aus der man ihn nebst zwanzig Familien in das Novgorod'sche verpflanzt hatte.

„Was! schon das vierte Jahr! Ei, ei, wie die Zeit vergangen ist! — Nun damals war's das erste Mal, daß Jakob Nikolajewitsch seinen Abschied genommen hatte. Er hatte in den Dragonern gedient, und sie sagen, er habe schrecklich viel Geld verlebt. Mädchen, Pferde, Karten, — ohne Ende! Der Alte wollte erst nicht zahlen, aber die Alte, nun, du kennst die ja, sie ist eine Deutsche, geizig, aber ehrlich. Die bestand darauf, daß gezahlt würde, und da wurden drüben die Bauern in Butoffka verkauft, dann die in Pergola verkauft, dann wurde grausam viel Holz verkauft, so daß wir jetzt stehlen müssen, wenn der Alte bauen will" —

„Ja," fiel Nikin ein, „und damals hat man auch die Pskow'schen verkauft, bis auf uns, die wir hierher mußten" — und wieder fiel ein rauher Peitschenschlag auf das Pferd, das wüthend ausschlug, weil es nicht begriff, daß Nikin seiner Rührung in so sonderbarer Weise Luft machen müsse.

„Anders konnte es nicht sein, Nikin, da die Alte doch zahlen wollte. Aber Jakob Nikolajewitsch hatte abgedankt. Er kam auf's Dorf und wollte den Hausherrn spielen. Das litt Nikolay Alexandrowitsch nicht. Sie zankten sich alle Tage, bis der junge es überdrüssig wurde und sagte, er wolle

wieder dienen, aber in der Armee, weil es da nicht so theuer wäre, als in der Garde. Theuer hin, theuer her! Er zog den Husaren an — ich habe ihn so gesehen, ein hübscher Husar, der Jakob Nikolajewitsch! Aber da ist es auch nicht gegangen. Sie sagen, da habe er das Trinken ausgelernt. Denkst du daran, wie der's versteht? Denkst du an unser Fest im letzten October? In allen Stuben hat er getrunken! Nu, zuletzt war er mehr betrunken, als ich, und ich versteh's doch auch!"

„Ja!" schmunzelte Nikin, „du kannst's auch. Aber erinnerst du dich, wie wir den Popen fanden, — er lag hinter dem Dorfe, im Graben, und schlief. Er war mit Jakob Nikolajewitsch auf der Taufe gewesen. Und der junge Herr kam auf der zerbrochenen Droschke nach Hause, und wußte nicht, was mit ihm geschehen, und was aus dem Popen geworden war. Die Köchin hat mir's erzählt, sie haben ihn in die Stube getragen, da ist er aufgewacht und hat schrecklich gelärmt, und keiner hat sich hingewagt, weil er nach allen geschlagen und geworfen hat!"

„Nun, was weiter! Er ist ein Herr. Also da hat er wieder den Abschied nehmen müssen, und jetzt wollen ihn die Alten nicht mehr fort lassen.

Er soll zu Hause bleiben, und im Sommer mit auf's Dorf kommen. Wird auch schön werden!"

„'s ist schon schön geworden!" rief Nikin. Und von neuem hieb er auf das Pferd ein. „Hast ja gesehen voriges Jahr! Alle Mädchen liefen ihm nach. Hatte er da ein Paar Dutzend Tüchelchen mitgebracht aus Pitere (Petersburg) und damit warf er um sich her, und von jedem Krämer, der durchzog, kaufte er Bänder und Schürzen und Ohrringe. Da sind sie alle verrückt geworden, die dummen Mädchen. Er brauchte sich nur zu zeigen, so war keine zu halten. Haben wir ihm da die Schaukel bauen müssen, damit er mit ihnen schaukeln könnte."

„I, das ist keine große Sache, Nikin. Aber du bist böse auf ihn wegen deiner Glafyre. Hast sie nun, und ist sie ein gutes Weib."

„Ja wohl ist sie gut, und kann nichts dafür, daß sie sich verführen ließ. Sie wußte nichts Besseres, als zu lachen, wenn er sie kitzelte. Hätte sie auch immer noch gern genommen, wenn man mir Zeit gelassen, daß ich vergessen konnte, was er da mit ihr getrieben. Aber mir nichts, dir nichts sie heirathen zu müssen, weil der Alte es so wollte, und sie heirathen zu müssen, weil er den Gästen aus Pitere eine Hochzeit zeigen wollte — nein Je-

fim Timofeïtsch, das vergesse ich nicht, und Jakob Nikolajewitsch soll mir nicht wieder kommen, er soll mir jetzt die Glasyre in Ruhe lassen, oder ich weise ihm" —

„Wirst ihm nichts weisen, Nikin, und ist es auch nicht mehr nöthig. Weißt ja, daß er sich zuletzt um unsere Mädchen nicht kümmerte. Hatte er doch seine Katherine!"

„Der gönne ich ihn, Jefim Timofeïtsch, die ist nicht besser als wir, und thut doch Wunder wie!"

„Nicht besser als wir! Sie ist eine wohlgeborne, ihr Vater war der Vetter von Nikolay Alexandrowitsch."

„Ja, aber ihre Mutter! Als ob ich nicht wüßte, daß die nie vor dem Popen gestanden hätten!"

„Nikin, sie ist eine Institutke (im Institut Erzogene). Erst voriges Jahr ist sie herausgekommen, und kann wunderbar viel. Sie liest und schreibt wie ein Schreiber, und singt wie sie in Pitere singen."

Sie waren vor dem Hofe angekommen. Jefim Timofeïtsch ging hinein, um Nachrichten zu holen; Nikin kroch langsam vom Schlitten, band sein Pferdchen am Thore an, und warf ihm etwas Heu vor. Dann zog er ein kurzes Pfeifchen aus der Tasche, mit steifem Röhrchen, ohne Spitze, stopfte

aus einem Beutelchen etwas Taback ein — und rauchte kalt. Er wollte nicht in das Herrenhaus gehen, und eine Bauernhütte war nicht in der Nähe. Das Herrenhaus lag am östlichen Rande einer tiefen, von einem breiten, reißenden Bache gebildeten Schlucht. Jener Bach, von dem der Ort den Namen Zarecke trug, kam aus einem großen Moore im Norden, und nachdem er die vorliegende Höhe gewaltsam durchbrochen hatte, schlängelte er sich durch den tiefer gelegenen, wellenförmig bewegten Landstrich im Süden, um nach einem Laufe von einigen dreißig Werst in die Wolchow zu fallen. Das Moor im Norden war augenscheinlich einst ein weiter See gewesen, dessen Quellen jetzt nur noch den Bach nähren konnten. Die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau durchschneidet gegenwärtig in einer kurzen Strecke das westliche Ende des Moors, und diese kurze Bahnstrecke hatte ungeheure Summen gekostet, weil Millionen Wagen voll Erde hineingeschüttet wurden, ehe einige Festigkeit gewonnen ward. Gegenüber dem Herrenhause, auf dem westlichen Uferrande, lag die steinerne Dorfkirche, mit rother Kuppel und grünem Dache. Sie überragte die niedrigen Kirchhofmauern weit, und machte sich ganz stattlich zwischen einigen dunkeln, breitästigen Fichten. In einiger Entfer-

nung von der Kirche standen die hölzernen Wohnhäuser des Popen und des Diatschok (Küsters), die sich eben nicht viel von Bauernhäusern unterschieden. Ja, der Küster — ein junger, seit kurzem angestellter Mann, der die Neuerung eingeführt hatte, einige Kinder zu unterrichten — wohnte ärmlicher als viele Bauern. Weiterhin nach Norden, da, wo der Bach das Moor verließ, stand auf dem hohen Bachufer, auf einer Art Vorgebirge, von der Kirchhöhe durch eine Schlucht getrennt, eine Gruppe Bauernhäuser um ein kleineres Herrenhaus herum. Dort wohnte Datiane Iwanowne, die Großmutter Katharinens, die Tante von Nikolay Alexandrowitsch. Die alte Frau hatte gute Tage gekannt in ihrer Jugend; sie war am Hofe des Kaisers Paul gewesen; einer geachteten, reichen Familie angehörig, war sie von den Männern gesucht worden. Aber ihre Eltern hatten schlecht für sie gewählt. Ihr Mann war ein Spieler, und sie mußte sich glücklich schätzen, daß er starb, bevor er das ganze Vermögen durchgebracht hatte. Der Sohn war auch nicht gut gerathen. Mürrisch und menschenfeindlich, weil er den alten Glanz der Familie nicht erneuen konnte — und die Mutter hatte ihm seit den Kinderjahren vorgesungen vom einstigen Reichthume — hatte er den Dienst früh verlas-

sen, sich auf das Land zurückgezogen, und im Trunke Vergessenheit gesucht. Er lebte nicht lange, und es hieß, er sei nicht natürlichen Todes gestorben. Eines Abends war er mit blutendem Kopfe nach Hause gebracht worden, und starb in Folgen seiner Wunde. Ob er im Rausche sich selbst verwundet, oder verwundet worden war — danach frug man nicht. Ein kleines Mädchen, von einer Magd, war das einzige, was Datianen Iwanownen von ihrem Sohne blieb. Katharine ward in ihrem siebenten Jahre nach der Hauptstadt geschickt, wo sie in einem niederen Institute untergebracht wurde, und war im vorigen Jahre als ein hübsches, aber verbildetes, sentimentales, mannsüchtiges Mädchen zurückgekehrt. Die Alte, die sie von Zeit zu Zeit in der Stadt besucht hatte, bedurfte ihrer Pflege jetzt um so mehr, da sie fast erblindet war, und niemand ihr vorzulesen wußte. — Dem Dörfchen der Alten schräg gegenüber, auf einer Seite mit dem Herrenhause von Zarecke, und von diesem ungefähr zehn Minuten weit entfernt, lag eine andere, verfallende Häusergruppe, von deren Bewohnern, ebenfalls Verwandten des Generals, ich ein andermal erzählen werde. Unterhalb des Dörfchens führte ein Steg über den Bach, der dort tief und reißend war.

Nikin stand gedankenlos am Thore des Herrenhofes, und seine Augen schweiften gleichgültig über die Landschaft, die der Frühling durchwehte. Für ihn war die Gegend noch immer fremd; die Gräber seiner Eltern waren nicht auf jenem Kirchhofe, die Brücke, die unterhalb über den Bach führte, war nicht von seinen Kameraden gezimmert; die kleine Mühle am Bache — jetzt noch verlassen dastehend — nichts weckte Erinnerungen in ihm. Er, wie alle, die vor vier Jahren auf dem Gute angesiedelt worden waren, hatten sich noch nicht eingelebt in die neuen Verhältnisse. Sie hatten hart arbeiten müssen, um sich Wohnungen zu bauen, um die Aecker urbar zu machen, und um gleichzeitig dem Frohndienste zu genügen. Nikolay Alexandrowitsch war zwar kein böser Herr, und seine Bauern waren nichts weniger als gedrückt; aber rauh in seinem Wesen, hatte er wenig Liebe, und am allerwenigsten unter den Uebergesiedelten, die ihn nie gekannt hatten. Als er sein Gut im Pskowschen sammt den Bauern, mit Ausnahme von einundzwanzig männlichen Seelen verkauft hatte, war er zum ersten Male hingereist, um sich die Besten auszusuchen. Aber gerade den Besten mußte es am schwersten werden, sich von der alten Heimath zu trennen. Seitdem sie im Novgorodschen

waren, hatte die Unzufriedenheit auch unter den früher dort ansässigen Bauern des Generals zugenommen. Sie hatten durch die neu Eingezogenen mehr Arbeit erhalten, indem sie ihnen beim Baue beistehen mußten, und überdies mit Frohndienst mehr belastet waren, als anfänglich die neuen. Nun erweckte das weniger Neid gegen die neuen Nachbarn — denn deren Stand war ja auch schwer — als vielmehr Unwillen gegen den Herrn. Die Betrügereien, die sie sich gegen ihn erlaubten, wurden immer größer, der Frohndienst immer lässiger geleistet; der Alte, der nie ein aufmerksamer Wirth gewesen, ward mit den Jahren noch schwerfälliger. Er stand nie früh genug auf, um nachzusehen, daß zur rechten Zeit angefangen würde, und der Starost war nachsichtig gegen die Kameraden; auf entfernte Heuschläge kam er oft im Laufe des ganzen Sommers nicht, und mußte sich begnügen mit dem, was man ihm als geerntet angab. Freilich sah er die Faulheit, entdeckte zuweilen einen Betrug, aber er konnte doch nicht helfen. Das erbitterte ihn immer mehr; seine Zanksucht, seine Tobsucht richtiger gesagt, nahm zu, und hätten nicht die Bauern die Grundgüte seines Charakters durchgefühlt, so hätte die beiderseitige Verstimmung leicht zu Katastrophen führen können.

Jefim Timofeïtsch trat nach einer Weile aus dem Hause, einen Brief in der Hand. „Da, Nikin!" rief er dem Träumenden zu, „hat der Herr einen Brief an mich geschrieben. Der Diatschok, der an der Eisenbahn war, hat ihn mitgebracht und der Sophie Iwanowne, du weißt, der alten Wärterin des jungen Herrn, abgegeben. Aber ich kann nicht alles verstehen, was drinnen steht, von Heu, und von Brücke, und Thurm und Holz und Gott weiß was. Der Herr muß wieder grausam böse gewesen sein, als er den Brief geschrieben hat, denn siehst du, wenn er böse ist, so schreibt er, daß kein Mensch es lesen kann."

„Nu!" meinte Nikin, der kein großes Vertrauen in Jefim's Lesekunst hatte, „hat der Diatschok den Brief gebracht, kann er ihn auch vorlesen. Komm zu ihm."

Dem Jefim schien der Vorschlag nicht sehr angenehm zu sein. Es mochte ihn dünken, seine Würde leide, wenn er zu der Lesekunst anderer seine Zuflucht nehme. Er kraute sich in den Haaren, indem er die Hand von hinten unter die dicke Mütze schob; dann schlug er sie plötzlich fest auf den Kopf.

„Laß uns jgehen! Nikin! Nikolay Alexandro-

witsch würde sehr böse sein, wenn ich seine Handschrift nicht lesen könnte."

Rasch schritten sie die Thalwand hinunter, betraten vorsichtig das wasserbedeckte, geborstene Eis des Baches, erstiegen die gegenüberliegende Höhe, und waren in wenig Augenblicken an der Thüre des Küsterhauses. Der schmale, dunkle Corridor, in den sie eintraten, war der Winteraufenthalt einer Ziege, des einzigen Viehes, was der Diatschok besaß. Das Thier sprang auf, als die Fremden kamen, und blickte sie verwundert an; Erwachsene erschienen selten beim Küster.

Nichts kann trauriger sein, als die Existenz eines Diatschoks, vorzugsweise, wenn er unverheirathet ist. Zu wenig gebildet, um sich selbst zu genügen, und doch die Bauern an Bildung überragend; vom Popen als Diener behandelt, von den Bauern scheu angesehen, weil er nicht zu ihnen hält, an ihren Lasten und Leiden, ihren Festen und Freuden keinen Antheil nimmt — ist er der Paria der Gesellschaft. Der Bauer hat den Trost des Gemeindelebens, selbst in der unglücklichsten Lage; der Diatschok, der alle Tage Kirchendienste thun muß, kann sich nicht einmal auf lange Zeit entfernen, um seine Unglücksgenossen aufzusuchen. Selbst der Schnaps, das Labsal des Popen, ist

ihm versagt — er ist zu arm, um sich betrinken zu können.

In der niedrigen, rauchigen Stube sah es traurig aus. Ein alter Tisch, eine Bank dahinter, ein Paar Töpfe auf dem Heerde — war das ganze Mobiliar. Ein Heiligenbild in der Ecke, eine mattbrennende Oellampe davor, einige schlechte Lithographieen von Heiligen daneben — der ganze Schmuck des Zimmers. Der Diatschok saß am Tische, und las ein altes Zeitungsfragment, das als Einschlag zu Gott weiß was gedient hatte. Verlegen stand er auf beim Eintritte der Beiden, erröthend über die Aermlichkeit seiner Wohnung.

„Nun, Väterchen, da sind wir!" redete ihn Jefim Timofeïtsch an, nachdem er sich bekreuzt hatte, „Ihr habt einen Brief gebracht, aber Nikolay Alexandrowitsch schreibt so schlecht, daß ich nicht Alles lesen kann. Sind deswegen gekommen, euch zu bitten, ihn uns vorzulesen. Aber hier wird's schwer halten," fügte er, sich umsehend, hinzu. „'s ist sehr finster bei euch in der Stube."

„Setzt euch, Jefim Timofeïtsch! setzt euch, Nikin Iwanitsch! Und gebt den Brief, ich will versuchen, ihn zu lesen."

Er trat an das einzige Fenster mit dem Schrei-

ben, und studirte es. Nikolay Alexandrowitsch schrieb Folgendes:

Ich werde bei euch sein in acht Tagen, wenn das Wetter so bleibt. Pferde braucht ihr mir nicht nach der Station zu schicken, denn ich bringe selbst welche mit; nur die alte Droschke soll Guryi mit einem Pferde hinüberfahren, und alles einrichten, um drei Pferde anspannen zu können. Sorgt, daß noch alt Heu genug da ist, damit die neuen Pferde gut gefüttert werden. Ich habe bei euch 160 Balken, 15 Arschinen lang und 15 Werschok dick bestellt, und für den Balken 50 Kopeken versprochen; ich hoffe, daß sie angefahren sind, denn wir wollen gleich anfangen zu bauen. Die Brücke über den Fluß war vorigen Herbst schon schlecht, ihr werdet sie bis zu meiner Ankunft in Stand setzen. Und wenn ihr das Dach auf dem Thurme, in dem es im vorigen Herbste durchregnete, noch nicht ausgebessert habt, so thut es sogleich. Dem Popen sagt, daß er bei meiner Ankunft zu Hause sei, weil er gleich ein Tedeum lesen soll. Jakob Nikolajewitsch wird mit mir kommen. Gebe Gott, daß Alles wohlbehalten ist bei euch.

„Danke Väterchen!" sagte Jefim Timofeïtsch, der andächtig zugehört hatte. „Wird alles sein,

was er schreibt; aber an den 160 Balken fehlen etliche. Der verdammte Schmutz ist dazwischen gekommen, man kann nicht mehr in den Wald. Und nun lebt wohl, und wenn ihr nach Iwanoffke kommt, so tretet bei mir ein, es steht ein Schälchen für euch bereit!"

II.

Acht Tage waren vorüber. Die Scene hatte sich gewaltig verändert. Der Schnee war von den Feldern verschwunden; nur an wenigen Stellen, welche die Sonne nicht erreicht hatte, lagen noch Ueberreste, grauschimmernde Massen, der höheren Luftwärme langsam erliegend. Der Bach rauschte brausend durch sein Bette; er hatte, wie jedes Jahr, die Brücke, und mehr noch die Mühle beim Eisgange beschädigt, und an seinen Ufern sah es wild aus. Baumstämme, Balkentrümmer, tief eingerissene Löcher, unterwühlte Uferränder, zeugten von der Gewalt der lange gefesselten, plötzlich befreiten Kraft des Wassers. Die Wiesen schimmerten schon im frischen Grün, den Bäumen sah man die Frühlingsarbeit an in den feuchten, schwellenden Knospen. Die nordische Natur bricht urplötzlich hervor nach dem Winter. Es ist nicht das sanfte Wer-

den, der leise Uebergang unseres Klimas. Je schneereicher der Winter gewesen, desto schneller entfaltet sich im Frühjahr das neue Leben, und dies war in jenem Jahre der Fall. Nikolay Alexandrowitsch, der seine Heimath wohl kannte, hatte in dieser Voraussicht seine frühe Ankunft angekündigt.

Im Herrenhause zu Zarecke sah es jetzt auch ganz anders aus, denn damals, als Jesim Timofeïtsch herübergekommen war. Vor acht Tagen war nur ein Fensterladen auf der dem Bache zugekehrten Fronte des Hauses losgewesen. Sophie Iwanowne lebte mit zwei Mägden allein im Hause, und bewohnte ein Eckzimmerchen. Jetzt waren alle Läden geöffnet, die Fenster waren gewaschen, Gardinen aufgesteckt; Alles sah wohnlich und gastlich aus. Wenn Nikolay Alexandrowitsch kam, mußte Alles im Hause in bester Ordnung sein, und das war es auch stets. Trotzdem fand er doch genug zu schelten und zu tadeln. Der Zugang zum Hause war vom Hofe aus, und führte über eine breite, überdachte Treppe in einen durch Glasfenster geschützten Corridor, der die beiden Flügel verband, von denen der linke die alte Küche und Speisekammer enthielt, und im Hofe stand, der rechte einen großen Saal bildete, aus welchem man über einen Balkon in den Garten gelangte. Das Haus war

zwar nur einstöckig, aber sein hohes rothes Dach, mit dem Thurme — dessen im Briefe erwähnt war, — gaben ihm ein hübsches Aussehen. Nur Schade, daß alle Jahre daran herumgebessert wurde, denn Nikolay Alexandrowitsch hatte tausend Pläne, die, immer nur zur Hälfte ausgeführt, neue Pläne erzeugten. Bald sollte die Fronte verändert, der Eingang verlegt werden, bald hier, bald dort ein Balkon angeklebt werden. Jetzt galt es der Küche, die auf einmal den Raum im geräumigen Hause beschränkte.

Nicht so weit als Sophie Iwanowne mit ihrem Hause, war Jefim Timofeïtsch mit seiner Brücke gekommen. Er hatte erst anfangen können, als der Bach wieder ruhiger geworden war, und da zeigte sich denn große Schadhaftigkeit. Das Geländer war morsch, und brach bei der Berührung zusammen; mehrere Pfeiler brauchten neue Stützen, der Boden, aus dicken Balken zusammengefügt, hatte große Löcher und verlangte eine gründliche Ausbesserung. Holz anzufahren war bei den schlechten Wegen sehr mühsam und verlangte viele Kräfte. Man mußte sich begnügen, nur den Boden fertig zu machen, damit die Pferde des Generals sicher hinüber kommen könnten. Trotzdem daß an die zwanzig Bauern bei der Arbeit angestellt waren,

ging es doch langsam. Da wurde nicht mit dem Zollstabe gemessen, wie lang das einzusetzende Stück sein müsse. Man hieb es nach Gutdünken mit dem Beile zurecht — denn eine Säge war bei keinem der Arbeiter zu finden, — und wälzte es dann an die schadhafte Stelle. War es zu lang, so stieß man es zurück und hieb so viel ab, als nothwendig schien, bis es paßte. Fiel es zu kurz aus, so keilte man ein neues Stückchen dazwischen, — eine Flickarbeit, die keine Dauer versprach.

Jefim Timofeïtsch stand aufmunternd daneben. Er mochte es gern vermeiden, daß der erste Eindruck für den General ein ungünstiger wäre.

„Wird schon fertig werden, Väterchen!“ antwortete auf wiederholte Ermahnung ein Bauer. „Aber was ich dir rathen wollte, kannst du dem Herrn nicht sagen, wir hätten von den angefahrenen Balken genommen, so muß er sie bezahlen.“

„Eh, Wassil, daran denkst du, wenn du den Balken ansiehst. Nu, das wird schon nicht sein können. Er weiß, daß wir zur Brücke im vorigen Jahre Holz auf dem Hofe angeschleppt hatten.“

„Was wird er wissen, Jefim Timofeïtsch. Und wenn er sich besinnt, so sagst du ihm, das Holz sei verbrannt worden. Aber mach' wie du willst. Nur wollte ich meinen, daß es für dich auch besser wäre,

wenn du probirst. Dann sind es die volle Zahl Stämme gewesen, und er darf nicht schelten über Faulheit, und was wir vom Gelde kriegen, kriegst du auch!"

„Gut, werden ja sehen, ob's geht. Aber jetzt schwatze nicht mehr, setze dein Stück ein — da, wieder zu kurz! Wo verlierst du deine Augen!"

„Wenn er mit dir spricht, in deinem Barte, Jefim Timofeïtsch!" bemerkte ein dicker, breitschultriger, pockennarbiger Bauer, der Spaßmacher der Gesellschaft.

Alle lachten über den plumpen Witz, denn der Starost, obgleich ein großer Kerl, hatte keinen Bart, sowie auch seine Stimme fein und unmännlich war.

„Konnte mich auch ohne Bart verheirathen, Abram, und du nicht, trotz deines Bartes", vertheidigte sich Jefim.

„O, mit deiner Frau sind viele verheirathet, Väterchen!"

Auch diesmal war die plumpe Replik so treffend, daß ein schallendes Gelächter ihr folgte.

Jefim flüchtete sich in seine Würde. „Lachen könnt ihr, aber arbeiten nicht. Und der General wird in einer Viertelstunde hier sein!" —

„Da sind wir fertig", bemerkte Wassil nach eini-

gen Minuten, während welcher alle eifrig sich dazu gehalten hatten.

„Noch nicht, mein Väterchen; jetzt müssen noch an die Brückenränder Balken gelegt werden, da einmal das Geländer nicht gleich gemacht werden kann.“

„Auch das wird sein, Jefim Timofeïtsch!“

Und sie machten sich daran, zwei Balken herüber zu schleppen. Die eine Partei war bald fertig; aber während die andre den schlecht behauenen Balken vergeblich festzulegen sich bemühte, ihn hin und herdrehte, um die beste Seite aufzufinden, zeigte sich mit einem Male eine Droschke auf der Anhöhe. Die Arbeiter blickten auf bei dem Geräusche des Wagens.

„Schnell, Kinder!“ rief Jefim Timofeïtsch, „da ist der Herr!“

Hastig schob man den Balken hin, aber auf die unebenste Seite, er fiel herum, und ehe es gelang, ihn mit den Beilen festzuhalten, stürzte er in den Bach hinab, mit dem einen Ende auf das Ufer, mit dem andern in die hoch aufspritzenden Wogen.

Es war schon nicht Zeit mehr zum Schelten für Jefim Timofeïtsch — die Arbeit übernahm jetzt Nikolay Alexandrowitsch selbst, der wüthend von der Droschke sprang, wilde Blicke auf die Bauern schoß,

und einen Strom von Schimpfwörtern ausströmte, welche zu wiederholen die Feder sich sträubt.

Als er wieder eingestiegen war und neben Jakob Nikolajewitsch saß, der stumm der Scene beigewohnt hatte, grollte noch lange das Ungewitter in einzelnen Ausrufen, in Murren und Brummen nach, und das letzte Echo des Sturmes war der kurze, trockene Gruß, mit dem er die freundlich lachende Wärterin auf der Treppe empfing.

„Guten Tag!" rief er ihr zu, ohne stehen zu bleiben. „Laß meinen Koffer in die Stube schaffen, und dann sieh nach, daß es bald zu essen giebt!"

Bei den letzten Worten hatte er schon sein Cabinet betreten, und warf die Thüre heftig hinter sich zu.

Das war die Ankunft des Gebieters auf dem Lande.

Die Bauern gingen gleichgültig von der Arbeit weg. Jetzt, das wußten sie, kam der alte Bär nicht wieder aus der Höhle, und sie hielten sich durch das Geschimpfe von weiteren Anstrengungen entbunden. Der Balken blieb im Wasser liegen.

III.

Jakob Nikolajewitsch hatte sein Zimmer aufgesucht, das neben dem großen Saal im rechten Flügel lag. Ihm folgte Sophie Iwanowne, seine alte Wärterin, eine Schwedin, jetzt trocken und hager, mit einer gewaltigen Thränenfistel am rechten Auge, gegen die sie alle Welt um Rath frug; aber immer so nett und sauber gekleidet, daß man es merkte, die Alte sei in ihren jungen Jahren nicht wenig gefallsüchtig gewesen.

„Ach, Patuske, Jakob Nikolajewits!" redete sie den Pflegling an, — nach Schwedenart konnte sie das sch nicht aussprechen — „wie seht ihr so slech, aus! Die langen Haare, warum nicht absneiden; hier bei uns ist kein Franzus, der sie coiffiren kann. Nun hier müßt ihr still leben, ordentlich slafent Milch trinken, dann werdet ihr wieder der hübse Jakob Nikolajewits werden!"

„Alte! 's wird auch so gehen", antwortete der junge Mann, auf dessen hübschem, aber früh gealterten Gesichte die Spuren durchras'ter Nächte lagen. „Und du!" — dabei gab er ihr einen derben Schlag auf den Rücken, den die Alte abzuwehren nicht schnell genug war — „als du jung warst, hast du auch Liebhaber gehabt."

„Liebhaber nicht, Jakob Nikolajewits, aber Bräutigams", versicherte die Alte allen Ernstes.

„Nu siehst du, Mütterchen, so habe ich auch viele Bräute. Aber jetzt, was giebt's Neues bei euch? Was macht Katty? Sie hat mir einmal geschrieben, vor drei Monaten, aber ich habe den Brief nicht gelesen. Unsinn, schreiben! Habe ganz andere Sachen zu thun!"

„Das ist eine traurige Gesichte, Jakob Nikolajewits! Der habt ihr's slimm gemacht! Ein Glück, daß die Großmutter blind ist, sonst hätte das Mädchen aus dem Hause gemußt. Sie zeigt sich jetzt Niemanden; nur wenn ich hinkomme, habe ich meinen Kaffee — sönen Kaffee, Väterchen — und dann sprechen wir von euch. Immer ist sie traurig. Nur, als sie hörte, ihr würdet kommen, hat sie sich zum ersten Male wieder gefreut. Aber was wollt ihr jetzt mit ihr anfangen? Das wird nicht lange dauern, in einigen Monaten, so ist ein Kind da, und Datiane Iwanowne wird nicht ruhig bleiben!"

„Was mit ihr anfangen?" erwiderte gleichgültig der junge Mann, der sich während der letzten Worte die Cravatte abgebunden hatte, und eine andere anlegte. Er stand vor dem Spiegel, zupfte den Knoten zurecht, nahm dann den Kamm, durchstrich den Bart, ordnete die Locken, die vom gestrigen Coiffiren

in Petersburg noch etwas Form hatten. „Ja, was anfangen!"

Ehe er noch auf die Frage, die ihm kurios dünkte, weil er sich nie um die Folgen seiner Liebschaften zu bekümmern pflegte, eine Antwort gefunden hatte, hörte man Thüren werfen, und die laute Stimme des Generals das Haus durchschallen.

„Sophie Iwanowne! In welchem Winkel schwatzt nun wohl wieder die Alte!"

„Hier, hier, Herr General!" und die Alte eilte davon; ihr sauberer Pflegling war froh, daß er der Antwort überhoben war, und pfiff sich ein Liedchen, während er seine Toilette beendete.

„Nu, alte Schwätzerin, wo bleibt das Essen?" rief der General der Wärterin im Corridor entgegen.

„Gleich, gleich, mein Väterchen", hieß es, und Sophie Iwanowne trippelte an ihm vorüber in die Küche, um anrichten zu lassen.

In wenig Minuten war das Essen aufgetragen; der Tisch war schon vor der Ankunft gedeckt worden, da sich, Dank der Eisenbahn, berechnen ließ, die Herren würden um 3½ Uhr eintreffen.

Vater und Sohn saßen einander schweigend gegenüber. Sie sprachen überhaupt selten, und auch dann nur kurz mit einander. In Petersburg sahen sie sich nur bei Tische; gleich nach dem Essen pflegte

Jakob Nikolajewitsch sich anzuziehen, auszugehen, und gewöhnlich erst am anderen Morgen zurückzukehren. Dann schlief er bis um ein Uhr, fand um diese Stunde nie den Vater zu Hause, und sprach ein wenig mit der Mutter, oder las die „Petersburger Anzeigen". Vorwürfe hörte er nie vom Vater, der jedoch täglich mit der Mutter über ihren Sohn eiferte. Diese hob zuweilen seufzend an, den Sohn zu ermahnen, aber sobald die Rede eine solche Wendung nahm, drehte Jakob Nikolajewitsch seiner Mutter den Rücken und verließ die Stube. Als vor acht Tagen der Vater kurz ankündigte, Jakob Nikolajewitsch solle mit ihm auf's Land gehen, hatte dieser kein Wort erwidert. Ihm war es am Ende gleichgültig, wo er sich herumtrieb; er versprach sich vom Lande auch seine Unterhaltung, und reiner Kornbranntwein, den er schon seit Jahren dem Champagner vorzog, war überall gut zu haben. Willenlos ließ er seine Sachen zusammenpacken, fuhr mit dem Vater zur Eisenbahn, empfing schweigend von ihm sein Fahrbillet, und setzte sich in einen andern Waggon, als dieser, um nur nicht mit ihm reden zu müssen. Von der Station bis nach dem Dorfe hatte der General mit dem Kutscher geplaudert, erst seine Ansicht über die neuen Pferde herausgelockt, dann nach diesem und jenem im Dorfe

gefragt. Die diplomatisch-abgemessenen Antworten des Kutschers hatten die seit längerer Zeit immer böse Laune des Generals nicht gebessert, und so war jene Scene an der Brücke heftiger ausgefallen, als sonst die erste Begrüßung zu sein pflegte.

Das Essen war im Saale servirt. Sophie Iwanowne bediente die Herren bei Tische, und, als eine Art Vertrauensperson angesehen, erkundigte sie sich, ab- und zugehend, nach der Stadt. Was machte die Frau Generalin, wann würde sie auf's Land kommen; was die Köchin; was der alte „taube" Diener, und der junge, der voriges Jahr mit nach der Stadt genommen war, schlug er ein, verstand er schon zu dienen und dergleichen mehr. Sie ließ sich durch die mürrischen Antworten des Generals nicht abschrecken, sie wußte zu gut, daß solche Gespräche die böse Laune allmälig einschläferten. Aber diesmal gelang es ihr doch nicht ganz. Es steckte etwas hinter der Verstimmung des Generals, das denn auch hervorbrach, als Vater und Sohn nach Tische allein im Cabinet den Kaffee einnahmen.

Der Alte hatte eine Cigarre angezündet — erst nach dem Essen pflegte er zu rauchen — ging im Zimmer auf und ab, trank zuweilen ein Schlückchen Kaffee. Er schien nach einem Eingange zu suchen, während Jakob Nikolajewitsch, am Kaminfeuer

sitzend, gleichgültig in die Flamme starrte. Plötzlich blieb der Vater vor dem Sohne stehen.

„Also das ist aus deiner Liebschaft mit Katty geworden?"

„Was?"

„Was! Als ob er es nicht wüßte! Sie ist schwanger."

„Woher wißt Ihr's denn?"

„Woher ich's weiß! Daher weiß ich's" — und er zog einige Briefe aus der Tasche. „Geschrieben hat sie an dich im Januar, und der Herr hat den Brief unerbrochen in den Papierkorb geworfen. Dann hat sie noch einmal geschrieben im Februar, und wieder vor zehn Tagen, und damit ich die Briefe nicht erst vom Diener aus dem Papierkorbe erhalten mußte, habe ich sie gleich selbst in Empfang genommen!"

„Wenn Ihr euch um meine Angelegenheiten so bekümmert, daß Ihr meine Briefe les't, so könnt Ihr auch die Folgen tragen!"

„So, junger Herr! Der Vater soll alles thun, dem Söhnchen die Schulden bezahlen, wachen, wenn er sich betrinkt, damit ihm nichts geschieht, am Ende gar die Mädchen heirathen, die er verführt! Diesmal hilf dir selber, sorg' dafür daß die Dirne gerettet wird, denn sie ist der Verzweiflung nahe!"

„Hm! Verzweiflung! Was ist denn Großes? Sie kriegt ein Kind. Hat Vergnügen genug davon gehabt. Und ihre Mutter hat's auch nicht besser gemacht, ist auch nicht davon gestorben."

Die Rohheit, mit der er das sagte, die Ruhe, mit der er gleichzeitig ein Stück Holz in den Kamin warf, wirkte wie lähmend auf den Alten. Nikolay Alexandrowitsch war wohl rauh in seinen Worten, er polterte und tobte rücksichtslos, aber im Grunde seines Herzens lebte eine gewisse Gutmüthigkeit. Er war sich selber mancher Schuld bewußt, und sah eigentlich in dem Kummer, den sein jüngerer Sohn ihm machte, eine Strafe seiner Sünden. Bei allen seinen Fehlern hatte er von Jugend an eine chevalereske Gesinnung bewahrt; er half den Unterdrückten, er opferte sich auf für seinen Feind, er ließ nie zu, daß man ein Weib beleidigte. Seine Bauern bekamen Prügel, aber nie hatte eine seiner weiblichen Seelen einen Schlag von ihm erhalten. Er zankte mit seiner Frau, aber nie vergaß er ihr gegenüber die schuldige Achtung. Daß sein Sohn — dessen Character er übrigens so wenig genau kannte, wie den irgend eines anderen Menschen — so gefühllos über ein Mädchen reden konnte, das er verführt hatte, — das erschütterte ihn tief.

Er schwieg. Denn das fühlte er, Toben half

hier nichts. Es kostete ihm viel, an sich zu halten. Die Stirnader war mächtig geschwollen, alle Muskeln seines Gesichtes zuckten. Aber doch gewann er es über sich, ruhig zu bleiben. Als er wieder anhub, klang es wie Thränen — seit langer Zeit zum ersten Male — in seiner Stimme.

„Du bist mein Sohn nicht! So kann mein Kind nicht reden! Was habe ich verbrochen, daß ich das erleben muß! Ich habe geschwiegen zu Allem, was du gethan hast. Ich habe den Kummer verschluckt. Deine Mutter und ich, wir haben die Nächte durchwacht, wenn du nicht nach Hause kamst, und Schlaf kam erst über unsere Augen, wenn wir deine Thüre schließen hörten. Du hast unser Vermögen ruinirt — wir haben nicht gemurrt. Du hast unsern Namen beschmutzt — wir haben uns zurückgezogen von der Welt. Du hast seit Jahren meinen Character verdorben. Ich bin härter, rauher geworden, und selbst deine Mutter hat es oft empfinden müssen, daß ich nichts kannte, als schelten. Gegen dich allein habe ich nie ein böses Wort gebraucht, weil ich mir immer Vorwürfe machte, daß ich es versehen hätte in deiner Erziehung — die ich ja nicht besser dir zu geben verstanden hatte! Eins hoffte ich von dir, daß du bei all' deinem Leichtsinn ein warmes Herz hättest — und jetzt muß ich's er=

leben, daß du nicht einmal ein Wort des Trostes für ein Mädchen hast, das dir ihr Lebensglück geopfert hat! Da, nimm, lies, lies die Briefe, die sie schreibt, und sage, kannst du gefühllos bleiben!"

Jakob Nikolajewitsch ergriff die Briefe mit heftiger Hand, schleuderte sie in die Kaminflamme, und lief, wie von der Sünde getrieben, in sein Zimmer, das er hinter sich verschloß.

Der Alte war in den Stuhl gesunken; Vater und Sohn sahen sich an dem Tage nicht wieder.

IV.

Der Abend war hereingebrochen. Der Himmel hatte sich bewölkt und drohte Regen. Jakob Nikolajewitsch hatte gegen acht Uhr der Sophie Iwanowne befohlen, Thee auf sein Zimmer zu bringen. Schweigend hatte sie das Befohlene gebracht. Ihr war die gute Laune, die sie sonst immer besaß, ausgegangen. Hatte sie an der Thüre gelauscht, oder hatte sie auf dem Gesichte des Alten die Thränen erkannt — sie fühlte, daß etwas Ungewöhnliches vorgegangen war, daß der Riß zwischen Vater und Sohn tiefer, vielleicht unheilbar geworden war. Sie liebte zwar „ihren" Jakob Nikolajewitsch, und hatte,

als sie noch in der Stadt war, manches verhüllt, damit es nicht zu Ohren der Eltern käme. Aber sie konnte ihm doch nicht Recht geben, wie er an der Katty handelte. Die Liebschaft hatte sie zuerst im vorigen Jahre erfahren, aber als es schon zu spät war. Jetzt hatte sie Mitleid mit dem armen Mädchen, das immer freundlich gegen sie gewesen war; und als Jakob Nikolajewitsch am Abend nicht wieder nach ihr frug, gönnte sie ihm nicht das erste Wort.

Nachdem sie das Theegeschirr abgeräumt hatte, verlangte Jakob etwas kalten Braten und Schnaps zur Nacht. Auch das brachte sie. Er trank einige Gläser hastig hinunter. Sie sah zu, und wollte, als er getrunken, die Flasche mit fortnehmen. „Laß sie stehen!" herrschte er ihr zu. „Und laß mich jetzt allein; ich will schlafen."

Sie ging kopfschüttelnd hinaus.

Jakob Nikolajewitsch schloß sich wieder ein, warf sich auf das Bett, das am Fenster stand, und versuchte zu schlafen. Aber kein Schlaf kam. Er rief die Bilder seines Petersburger Lebens vor seine Seele, dachte an Tänzerinnen, Zigeunerinnen, Entführungen, an Trinkgelage, an Spielpartien — Er wollte sich zerstreuen, um nicht an Katty zu denken. Was hatte er noch mit dem larmoyanten Dinge zu schaffen! Vergnügen hatte er mit ihr gesucht, und

keinen Kummer. — Stunde auf Stunde verrann. Das Licht war erloschen. Ein Paar Windstöße rüttelten an dem Fenster, dann fing es an zu regnen. Oeffnete sich da nicht die Thüre neben dem Thorwege? Durch den Regen hörte er Schritte. Sie näherten sich seinem Fenstrr. Man klopfte an. Er that, als höre er nicht. Er erkannte, daß es Katty sei, denn das war die Art, wie sie sich ankündigte, als sie im Herbste einige Male zu ihm geschlichen war. Aber er wollte nicht hören. Es klopfte wieder. Es rief leise seinen Namen, dann lauter, ängstlicher. Endlich sprang er auf vom Bette, riß das Fenster auf. „So geh' zum Teufel, Dirne! Und laß den Vater werden zu deinem Kinde!" Damit warf er das Fenster zu.

Die Tritte entfernten sich, es war, als schluchze leise jemand; dann ward es still, nur der Regen rauschte in Strömen herab.

Am andern Morgen hatte sich der Himmel geklärt. Die Bauern gingen zur Arbeit an der Brücke. Der Balken mußte vor allen Dingen wieder aus dem Wasser gezogen werden. Es war eine schwere Aufgabe, denn der Uferrand, auf dem sie standen, war weich und schlüpfrig von dem Regen der vergangenen Nacht.

„Ho! ho! was hängt denn da!" rief Jefim Ti-

moseïtsch, der auf der Brücke stand und die Arbeitenden dirigirte. Ein Kleid ward sichtbar, als das Balkenende etwas fortgerückt war. Die Bauern blickten hin. „Das ist ein Weib" schrie einer. Man sprang in's Wasser — und in wenig Minuten lag der Leichnam der unglücklichen Katty auf der Brücke. War sie in der dunklen Nacht, als sie über den oberen Steg nach Hause zurückwankte, fehlgetreten und in das Wasser gestürzt, — hatte sie den Tod gesucht? Wer konnte das wissen! —

Statt des anbefohlenen Tedeums las der Pope an dem Tage eine Todtenmesse, der Jakob Nikolajewitsch auf des Vaters Befehl beiwohnen mußte.

Zweite Episode.

Kameradschaftlich.

I.

Katty war begraben worden. Ein neues, roh-gezimmertes, grüngefärbtes Kreuz stand auf dem Kirchhofe, gerade dem Herrenhause gegenüber; denn absichtlich hatte Nikolay Alexandrowitsch die Grabstätte so gewählt, daß Jakob Nikolajewitsch das Kreuz sehen mußte, wenn sein Blick auf den Kirchhof fiel. Vater und Sohn sprachen nicht mit einander. Der Alte begann seinen Bau. Ueber die geringe Anzahl von Balken war weniger gescholten worden, als Jefim Timofeïtsch befürchtet hatte. Ueberhaupt war die Stimmung des Generals seit dem Tode Kattys so trübe, daß er über manches hinwegsah, was sonst den heftigsten Zornesausbruch zu erwecken pflegte. Er sah ruhig der Arbeit der Bauern zu, die sich schließlich fleißiger daran hielten, als sie gewohnt waren. Sie hatten Mitleid mit dem Greise, der statt seines Sohnes die Todte betrauerte.

Ein Brief von Petersburg, von der Generalin, war eingetroffen, der ihre baldige Ankunft verkündete. „Deine Mutter kommt in vier Tagen", sagte der Vater kurz bei Tische zu Jakob Nikolajewitsch.

Dieser hatte sein Zimmer wenig verlassen. Die Bauern wichen scheu vor ihm zurück, wenn er in ihre Nähe kam, blickten kaum auf, wenn er sie begrüßte. Zu Datianen Iwanownen, bei der er im vorigen Jahre alle Morgen zugebracht hatte, wagte er nicht zu gehen; er fürchtete, das Gespräch werde auf Katty fallen, und die Alte, so wenig sie in ihrer Blindheit auch von der Liebschaft geahnet hatte, werde ihm Vorwürfe machen. Selbst der Pope, mit dem er sonst zu trinken gewohnt war, zeigte sich einsilbig und kalt gegen den jungen Mann. Die Ankunft seiner Mutter versprach ihm wenigstens etwas Zerstreuung.

„Ich werde nach Petersburg fahren, und die Mutter herausbegleiten", war seine Antwort.

„Thu, was du willst."

Nach Tische gab Nikolay Alexandrowitsch, auf der Hoftreppe stehend, so laut den Befehl, Pferde zur nächtlichen Abreise von Jakob Nikolajewitsch zu recht zu machen, daß dieser es in seinem Zimmer hören mußte. Gegen Abend packte Sophie Iwanowne einige Sachen des jungen Herrn ein, und

zeigte ihm an, daß sie ihn um zwei Uhr Nachts wecken werde, weil er Schlag drei Uhr abfahren müsse, um zur rechten Zeit auf der Station zu sein. Der Zug von Moskau nach Petersburg passirte gegen sechs Uhr durch.

Am anderen Morgen Punkt neun Uhr war Jakob Nikolajewitsch in der Hauptstadt, und holte zunächst den in der Nacht verlorenen Schlaf nach. Seine Mutter schien nicht besonders glücklich über seine Ankunft, eine Aufmerksamkeit durfte sie darin nicht sehen, sie hatte dergleichen nie von Jakob erfahren. Der erneute Aufenthalt in der Stadt kostete nur Geld und schlaflose Nächte. Obgleich sie den Tod Kattys durch ihren Mann erfahren hatte, so schwieg sie darüber, als sie des Sohnes üble Laune bemerkte, und schmeichelte sich im Stillen damit, daß ihr ungerathenes Kind doch am Ende Reue über sein Leben empfinde. Das ist das Mutterherz! Nie hört es auf zu hoffen, und für den Verworfensten hat es noch das Gebet!

Zu Tische kam Besuch, ein Verwandter der Generalin, der, älternlos, in jungen Jahren nach Rußland gegangen war, und durch den Einfluß des Generals in einem Cadettenkorps seine Erziehung erhalten hatte. Jetzt stand er als Offizier in einem Garderegimente, das in der Nähe von Petersburg

in Garnison lag, und verfehlte nicht, jedesmal, wenn er auf Urlaub in der Stadt war, der Tante seinen Besuch zu machen. Karl Karlowitsch war der solideste, sparsamste und zugleich pflichteifrigste Gardeofficier. Etwas schwerfällig in seinem Wesen, langsam im Auffassen, kannte er doch den Frontedienst vortrefflich, und war bei seinen Oberen, denen er nie Anlaß zur Unzufriedenheit gab, ebenso beliebt, als bei seinen Kameraden, für die er häufig auf Wache zog. Bei alledem avancirte er schlecht, denn er war kein brillanter Officier, und wurde vielfach geneckt, gerade von denen, welchen er Dienste leistete. Seinen Vetter, Jakob Nikolajewitsch, liebte er nicht, weil dieser ihn zu boshaft aufzog. Sonst war der Wildfang zwar nicht hart in seinen Witzen — dazu war er zu leichtfertig und zerfahren, — aber gegen Karl Karlowitsch konnte er grob sein. Die Mutter hatte diesen oft gerühmt, ihn als Muster aufgestellt, und das erbitterte das verwöhnte Kind gegen den „beschränkten, dressirten Kopf."

Heute ging es bei Tische friedlich her. Jakob Nikolajewitsch hatte nicht Laune zum Scherzen. Man sprach von seinem älteren Bruder, der sich durch seine Auszeichnung im Dienste, — manche behaupteten auch durch seine Heirath — eine glänzende Carrière geschaffen hatte, aber der Familie schon seit

langer Zeit fremd geworden war. Man sprach von der Aussicht, die Karl Karlowitsch hätte, eine Frau zu bekommen, wenn er erst Kapitän geworden sein würde. Karl Karlowitsch war immer heirathslustig, und man machte ihn bald auf dieses, bald auf jenes Mädchen aufmerksam, das ihn glücklich machen könnte. Aber bis jetzt hatte er sich nur Körbe geholt. Nun wollte er warten bis zum nächsten Avancement; vielleicht ging es dann besser. Er wollte keine Junge freien; hübsch brauchte sie auch nicht zu sein, wenn sie nur so viel Geld hätte, daß er bei vermehrtem Hausstande bequem auskommen könnte. Diese Heirathstheorie erweckte die Stimmung von Jakob Nikolajewitsch. Er machte dem Vetter den Vorschlag, mit ihm nach Tische auszugehen, „da wolle er ihm Mädchen zeigen, unter denen er das Aussuchen hätte!" Natürlich ward der Vorschlag abgelehnt.

„Sie sollten recht mit ihm fahren", sagte die Mutter, als das Söhnchen hinausgegangen war, und in seinem Zimmer Toilette machte. „Vielleicht halten Sie ihn von dummen Streichen ab."

Nach einigen Weigerungen gab Karl Karlowitsch nach und als Jakob Nikolajewitsch zurückkam, um von der Mutter Geld zu verlangen, fand er den Vetter zur Begleitung bereit.

„Nun will ich dir Petersburg zeigen, wie du

es noch nicht gesehen hast!" rief Jakob Nikolajewitsch, als beide in der Droschke saßen. „Erst zum Coiffeur, um sich anständig zu machen, und zu hören, was heute los ist, und dann heidi!"

„Ich lasse mich nie frisiren!"

„Freilich, bei deinem kurzen Diensthaare hast's nicht nöthig. Als ich in den Dragonern diente, habe ich immer langes Haar getragen. Man muß nur verstehen, es ordentlich zurecht legen zu lassen."

„Hast aber oft genug wegen deiner Haare auf der Hauptwache gesessen."

„Nun, wer war daran schuld, als der Großfürst, Michail Pawlowitsch, der den Czako abnehmen ließ, um zu untersuchen, wie es drunter aussah. Haben ihm aber doch oft genug Streiche gespielt."

„Ja, wie den, als er dich ohne Säbel fand; wie war es doch?"

„Ei wie es war," antwortete Jakob Nikolajewitsch, der in der Erinnerung an die tollen Streiche, die ihn in ganz Petersburg zum Helden gemacht hatten, seine letzten Erlebnisse vergaß. „Gehe da den Newsky herunter, kam eben von einem Frühstück, das die Therese gegeben, und hatte richtig bei ihr den Säbel vergessen. Nu, als ich es merkte, wollte ich nicht wieder umkehren;

denke, unter dem Mantel wird niemand darauf achten. Auf einmal begegnet mir der Großfürst; ich salutire, er mustert mich, und weiß der Himmel, sah er mir den Champagner an, den ich getrunken hatte, oder traute er mir zu, daß ich nicht in Ordnung sei — er tritt an mich heran, schlägt meinen Mantel zurück — und findet mich ohne Säbel. „Komm mit mir," hieß es kurz. Wir waren nicht weit von seinem Palais; dorthin folgte ich ihm. Im Vorzimmer befiehlt er einer Ordonnanz, meinen Regimentschef sogleich aufzusuchen, und herzubringen. Mich heißt er im zweiten Zimmer warten; er ging in sein Cabinet. Da stand ich, und rechnete aus, wie viel Tage ich in diesem Jahre schon auf der Hauptwache gesessen, und wie viel jetzt dazukommen würden. Indem sehe ich einen Dragonersäbel, — einen, der dem Großfürsten gehörte -- in der Ecke stehen. Ich springe hin, schnalle ihn um — gleich darauf kommt mein General, wird in's Cabinet geführt, und ich höre, wie der Großfürst ihn abkanzelt, daß er seine Offiziere nicht besser in Ordnung hält. „Da sieh, in welchem Zustande der wieder ist," fügte der Großfürst hinzu, und macht die Thüre auf. Der General tritt heraus, besieht mich von oben bis unten, und wendet sich in das Cabinet zurück. „Kaiser-

liche Hoheit, er ist ganz in Form." „Was, ganz in Form?" ruft der Großfürst und stürzt aus dem Cabinet. „Er hat ja keinen Säbel." „Kaiserliche Hoheit, hier ist der Säbel." Verdutzt tritt der Großfürst an mich heran, besieht mich, blickt nach der Ecke, wo sein Säbel gestanden hatte — „Hat da der Schelm meinen Säbel umgehängt," ruft er lachend; „wie hast du das gewagt?" „Kaiserliche Hoheit," antworte ich, „in der Gefahr ergreift der Soldat die Waffen, wo er sie findet." „Und Sie, General, haben nicht gesehen, daß dies ein Säbel für Tapferkeit ist! — Nun, diesmal mag dir's hingehen, aber ein andermal schmücke dich nicht mit fremden Federn." „Kaiserliche Hoheit," sage ich, oder vielmehr der Champagner in mir, „ich bin vielleicht zu entschuldigen, da ich meinen Säbel bei einer harten Affaire gelassen habe." „Nun, nun," lachte er, „schnall meinen Säbel wieder ab, und dann geh' deiner Wege. Ich mag nicht wissen, wie viel Flaschen du heute den Hals gebrochen hast."

„Damit entkam ich, und war der Großfürst in der heitersten Laune, — weil er, nach seiner Ansicht, einen Witz gemacht hatte."

Die Droschke hielt vor dem Laden eines Coiffeurs, an der Ecke der großen Million und des Newsky-Prospectes. Jakob Nikolajewitsch, als al=

ter Kunde, ward mit einer gewissen Vertraulichkeit vom Chef begrüßt, der eben einen Officierskopf unter der Hand hatte.

„Oh, quel désordre, Monsieur se néglige!“ bemerkte der Gehülfe, der es übernahm, die Haare unseres Helden zuzustutzen.

Ein Junge brachte eine Papiros herbei, hielt den Fidibus hin, und unterbrach auf einen Augenblick Gespräch und Arbeit.

„Ich komme eben vom Lande, mon cher,“ antwortete Jakob Nikolajewitsch, und stieß eine blaue Wolke durch die Nasenlöcher, daß der Coiffeur sich zurückbeugen mußte. „Meinen Kammerdiener hatte ich nicht mit mir.“ Nun hatte er zwar keinen Kammerdiener, der das Frisiren verstand; aber er gab sich gern das Ansehen, als gebiete er über einen so gebildeten Dienstgeist.

„Monsieur wird ohne Zweifel in's Theater gehen, bei den Franzosen sind heute les folies dramatiques.“

„Daran habe ich mich schon bis zum Ueberdrusse satt gelacht. Was giebt es bei den Deutschen?“

„Ich weiß es nicht zu sagen. Nur las ich, daß Mademoiselle Lina Höfer heute auftritt.“

„Eh bien! Die ist zwar teufelmäßig gemein, aber was soll man machen bis elf Uhr!"

Der Chef hatte seinen Officierskopf künstlerisch geordnet, und trat hinzu. „Monsieur Jacques kennt den Herren nicht, der eben hinausging? Er hat mich nach Ihnen gefragt!"

„Wer war es?"

„Der Herr Graf R…, von den Novgoroder Husaren."

„Oh, wir sind alte Bekannte, waren zusammen in der Junkerschule, und dienten zusammen in den Dragonern. Aber nachher kam etwas zwischen uns, er verließ den Dienst, ging dann nach dem Kaukasus, und erst im vorigen Winter hat er sich wieder zur Garde überführen lassen. Das ist das erste Mal, daß ich seit zehn Jahren mit ihm zusammentreffe."

„Der Graf erzählte mir, daß er von seinen Gütern im Gouvernement Charkow komme!"

„Wie, zum Teufel, da ist er am Ende bei seiner Frau gewesen!"

„Der Herr Graf ist verheirathet? Ich wußte nichts davon."

„Nun, mon cher Louis, fragen Sie ihn nie nach seiner Frau. Das ist eine drollige Geschichte, an die er vielleicht nicht gern erinnert sein will."

Auch das würdige Haupt des Monsieur Jacques war geordnet; der junge Mann betrachtete sich vor dem Spiegel, glättete den Schnurrbart, der Gehülfe gab seinen Kleidern einen coup de brosse, während der Chef Cravatten, Pomaden, Haarbürsten &c. anpries. Jakob Nikolajewitsch war sonst ein guter Kunde; er kaufte ohne zu handeln, bezahlte selbst zwar niemals, aber seine Mutter hatte noch keinen Gläubiger ihres Sohnes abzuweisen gewagt. Heut' war er jedoch nicht bei Laune; denn trotz der vorübergehenden Heiterkeit, die durch die Erzählung seiner Jugendstreiche in ihm aufgetaucht war, hatte ihn das Zusammentreffen mit Graf R. wieder ernst gemacht. Er wies die Cravatten nach dem „letzten Geschmack" zurück, und machte sich mit seinem Vetter auf den Weg.

„Was hast du denn mit dem Grafen R. gehabt?" frug der Vetter draußen.

„I, das hab' ich längst vergessen; wer besinnt sich auf solch altes Zeug!"

„Was ist denn seine Frau für eine Geborne?" frug Karl Karlowitsch weiter. Er ließ sich durch die kurze Antwort nicht abbringen, da seine Neugierde erweckt war.

„Seine Frau ist eine Fürstin T.. und war Hoffräulein der Kaiserin."

„Ist das dieselbe, von der es hieß" —

„Ach was! nichts hat es geheißen. Sie war bildschön, und der dumme Kerl hat eine wahre Sünde begangen, daß er sie da auf seine Güter führte, und dann sitzen ließ, um auf dem Kaukasus den Tod zu suchen. Hat aber statt des Todes das Georgenkreuz gefunden, und kömmt nun zurück, um sein kolossales Vermögen durchzubringen. Denn seinem Jungen wird er nichts hinterlassen wollen."

„Also hat er auch einen Sohn?"

„Er hat ihn, oder vielmehr seine Frau hat ihn, und natürlich führt der Junge seinen Namen. Und jetzt frag' mich weiter nicht. Wollen uns amüsiren und nicht an die Vergangenheit denken."

Im Cirque-Theater ward vor fast leerem Hause eine schlechte Posse „Prinz Lieschen" aufgeführt, von der weiter nichts begreiflich war, als Lina Höfer in Mannskleidern. Das deutsche Theater in Petersburg war zwar in der letzten Zeit durch die tüchtigen Leistungen der Fräulein Bährndorf etwas en vogue gekommen; die ganze Truppe war jedoch aus Mangel an zurechtweisender Kritik sowohl, als auch in Folge der Theilnahmlosigkeit des Publikums so gesunken, daß bei den gewöhnlichen Vorstellungen nur gelangweilte Müssiggänger sich einfanden. Karl Karlowitsch hörte aufmerksam zu, und freute

sich herzlich über die schlechten Späße der Komiker Moor und Sammt; er hielt es für seine Pflicht, für sein Geld zu lachen. Aber Jakob Nikolajewitsch, der lange vergeblich nach einem Bekannten oder nach einem hübschen Gesichte gesucht hatte, zog schließlich den Aufenthalt im Buffet vor. Endlich war die Vorstellung vorüber, und Monsieur Jacques rüstete sich, zu Palkin zu fahren, und dort zu soupiren. Der Vetter wäre gern lieber nach Hause gegangen, aber sein Versprechen band ihn, und überdies hoffte er noch immer, von Jakob Nikolajewitsch zu erfahren, was zwischen ihm und dem Grafen R. vorgefallen sei.

Als die Beiden in das Buffetzimmer bei Palkin traten, schallte ihnen lauter Lärm aus dem Ecksaale entgegen. Ein Harmonium spielte, und wilde Stimmen schrieen und gröhlten dazwischen.

„Wer ist bei Euch?“ frug Jakob Nikolajewitsch.

„Der Graf R. mit mehreren Herren; er hat eben wieder zehn Flaschen Champagner — schon die fünfte Serie — bestellt.“

„Komm, wir wollen anderswohin, Karl Karlowitsch. Ich will den verwünschten Kerl nicht sehen.“

Aber jetzt gerade wollte Karl Karlowitsch bleiben, und frug den Kellner, ob nicht ein vom Saale entfernteres Zimmer leer stände.

„Belieben die Herren dort einzutreten!“ antwortete der Kellner, und zeigte ihnen ein kleines Zimmer auf der entgegengesetzten Seite des Saales.

„Nun, meinetwegen, bleiben wir, statt herumzusuchen nach einem andern Traktir. Aber sag dem Grafen nicht, daß ich hier bin.“

Der Kellner verbeugte sich, und frug, was er den Herren serviren solle?

„Zunächst einen tüchtigen Schnaps; dann Reptschiki, gesalzene Gurken und Lafitte.“

„Sogleich sollen die Herren bedient sein.“

Die Thüre schloß sich. Jakob Nikolajewitsch warf sich auf's Sopha. Karl Karlowitsch nahm auf einem Stuhle Platz, und calculirte wie er es wohl anfangen müsse, um seinen Vetter zum Erzählen zu bringen. Irgend etwas Bedeutendes mußte zwischen dem Grafen und Jacques vorgefallen sein. Dieser ging sonst keinem Gelage aus dem Wege und heute war er in der Absicht ausgegangen, sich zu amüsiren. Jetzt hatte ihn der Name des Grafen fast verscheucht. Augenscheinlich hing das Zerwürfniß mit der Heirath zusammen. Aber soviel Karl Karlowitsch sich besinnen konnte, sollte der Kaiser mit der Fürstin Helene T. ein Verhältniß gehabt haben. Wie kam da Jakob Nikolajewitsch dazwischen!

Der Schnaps wurde gebracht, mit sogenannten Kanapés (belegten Butterbrödchen). Als die Thür sich öffnete, schallte der Lärm der Orgie herüber.

„Der Herr Graf haben gehört, daß Gäste gekommen sind," sagte der Kellner, „und haben mich nach Ihren Namen gefragt. Ich habe geantwortet, daß ich die Herren nicht kenne."

„Gut, mein Freund! bediene uns schnell, damit wir bald gehen können."

Kaum hatte der Kellner das Zimmer wieder verlassen, als die Thüre aufgerissen ward, und der Graf, mit aufgeknöpfter Uniform, zerzaustem Haare, glühend rothem Gesichte, in das Zimmer trat.

„Nun, wer seid denn Ihr, daß Ihr Euch hier verkriecht," rief er. „Was, Jakob Nikolajewitsch, mein alter Freund, du hier, und kommst nicht herüber, den alten Kameraden zu sehen! Ich traf dich heute schon bei Louis, erkannte dich aber nicht sogleich. Sind beide um zehn Jahre älter geworden, seit ..."

Karl Karliwitsch war beim Eintritte des Grafen aufgestanden und in den Hintergrund des Zimmers getreten. In seinem aufgeregten Zustande bemerkte ihn der Graf nicht.

„Erfuhr erst jetzt, daß du hier sei'st, Wassil Jakoblewitsch," antwortete Jacques.

„Nun, Jasche, weißt du, woher ich komme? War bei der Frau!"

„Sehr erfreut, mein Freund! Wird sie nicht auch nach Petersburg kommen?"

„Die! jetzt weniger denn je! Hatte sie in meinem Leben nicht wiederzusehen geglaubt. Dachte aber, weil Gott mich vor den Kugeln der Tscherkessen bewahrt habe, so bedeutete das etwas. Wurde aber schlecht empfangen. Sie ist nicht nur noch schön, sondern sogar schöner geworden, und hat eine Würde, eine Vornehmheit, daß es einen kalt überläuft. Zehn Jahre hat sie dort allein gesessen, niemanden gesehen, als anfangs eine Bonne dann eine Gouvernante, und jetzt einen Gouverneur für ihren Jungen. Denke dir, Jasche, mußte geradezu bitten, daß man mir den Jungen, der doch mir gehört, zeige."

„Hast's verdient, Wasske! Warum bekümmerst du dich nicht um Weib und Kind!"

„Verdient hab' ich's, Jasche!" fuhr der Graf auf und schlug auf den Tisch. „Und das sagst Du mir, der" — Er endete den Satz nicht; sein Gesicht brannte, seine Augen rollten, er faßte nach der Tasche, als suche er eine Waffe. Jakob Nikolajewitsch pochte kaltblütig mit der Messerspitze auf den Teller. Diese Ruhe imponirte dem Grafen,

der, als wollte er seinen Zorn verschlucken, ein Glas Schnaps hinunterstürzte. Seine Trunkenheit war in dem Stadium, wo die Empfindungen rasch wechseln. Es klang wie sentimental, als er wieder anhub:

„Jasche, mein Junge, mein alter Kamerad! Sag' mir nichts Böses. Siehst du, bin zurückgekommen, und wollte, es solle Alles vergessen und vergeben sein. Wenn sie eingewilligt hätte, so wären wir in's Ausland gegangen, hätten in irgend einem Winkel gelebt, und kein böses Wort wider sie wäre über meine Lippen gekommen. Aber sie ist ein gefühlloses Weib, und thut am Ende, als habe ich sie um Verzeihung zu bitten!"

„Das hast du auch! Wer ist Schuld an dem Ganzen?"

„Kommst du mir wieder so! Jasche, reize mich nicht!" schrie der Graf. „Wer kann besser wissen, als du, daß ich unschuldig bin. „Jasche, fuhr er wieder weicher fort, „wir haben uns nicht gesehen seit jenem Abend, wo wir in Peterhof zusammensaßen, und ich in der Betrunkenheit die dumme Wette einging, die mich in's Verderben stürzte. Ich habe manchmal an diesen Unglücksabend gedacht. Oft, auf langweiligen Märschen, im einsamen Bivouac, habe ich mir jeden Schritt, den

ich damals gethan, jedes Wort, das damals gesprochen wurde, vor die Seele zurückgerufen — und immer blieb mir Manches unbegreiflich. Wie kamen die beiden Wachtposten hinter das Gebüsch, wo doch niemals Wache stand? Lauerte man auf jemanden, und wußtest du am Ende darum, weil du es warst, der zuerst von dem Versuche, bei Helenen in's Fenster zu steigen, sprachest? Und dann, wie ging es zu, daß der Kaiser, zu dem man mich unmittelbar führte, gar nicht überrascht schien, daß jemand beim Einsteigen in das Fenster des Hoffräuleins ertappt worden sei? Er musterte mich von oben bis unten, und sagte zum Officier: „Der ist es," gerade als hätte er sagen wollen, „der kann es nicht sein!" Jasche, gestehe mir offen — bei uns'rer alten Kameradschaft beschwöre ich dich darum! — warst du der Liebhaber meiner Frau? Warst du es am Ende, auf den man damals lauerte, und der mich hinschickte, weil er wußte, daß das Feld nicht rein sei? Siehst du, ich verzeihe dir Alles — bei diesem Kreuze!" — er erfaßte das Georgskreuz an seinem Rocke — „das ich dafür bekommen habe, weil ich dem Tode entgegenlief, bei diesem Kreuze, ich verzeihe dir, selbst wenn du mir jetzt sagst, daß du mich absichtlich in's Unglück gejagt hast! Aber klar muß ich

sehen in meiner Vergangenheit. Sag' mir, Jasche, ist der Junge, der meinen Namen trägt, dein Sohn, oder der meinige?"

Jakob Nikolajewitsch saß wie auf Kohlen. In seiner Verlegenheit hatte er schon mehrere Male nach der Fensterbrüstung hingesehen, wo Karl Karlowitsch ein stiller Zeuge des Gesprächs war. Jetzt fiel sein Blick wieder dorthin, und der Graf, der die angstvolle Bewegung des alten Kameraden bemerkt hatte, sah ebenfalls nach dem Fenster. Es regte sich da etwas. Heftig sprang der Graf auf, stürzte hin, und schleppte den erbleichenden Karl Karlowitsch herbei an das Licht.

„Kerl, du hast gehört, was ich gesagt habe!" schrie er. „Kerl, du bist ein Spion! Wie kommst du hierher? Wer bist du? Nun, sprich und zittere nicht wie eine Memme!"

Karl Karlowitsch hatte allerdings einen Augenblick gezittert, aber nicht vor Furcht; der Graf hatte ihn, den Officier, beim Kragen gefaßt, hatte ihn Spion genannt — freilich war der Mann betrunken, aber der Schimpf konnte nur mit Blut abgewaschen werden.

„Laß mich los, oder ich ziehe den Degen!" antwortete er.

„Ah, der Kerl trägt einen Degen, ist Officier, und bleibt im Winkel stehen, wenn einer die Geheimnisse seines Lebens ausplaudert! Das thut nur ein Spion, und mit dem verfährt man so!"

Mit raschem Griffe zog der Graf ein kleines Pistol aus der Tasche, spannte den Hahn, und richtete es auf die Brust von Karl Karlowitsch.

Jakob Nikolajewitsch wollte sich dazwischen werfen — der Graf schob ihn zurück, immer das gespannte Pistol in den Händen.

„Er ist mein Vetter, Karl Karlowitsch L., und ich stehe für ihn, wie für mich selbst," schrie er den Grafen an.

„So, dein Vetter ist er, das weißt du gewiß! Aber weißt du ebenso gewiß, daß er kein Spion ist? Warum ist der Kerl so blaß, warum zitterte er, als ich ihn hervorschleppte?"

„Nun! Hol dich der Teufel! Wer wird nicht blaß werden vor Wuth, wenn man seine Uniform schändet? Und du würdest auch zittern, wenn man dich Spion nennte, und du nicht gleich mit Blut den Schimpf tilgen könntest! Jetzt sei vernünftig, steck dein Pistol ein, und bitte um Verzeihung!"

„Ho, ho! mein Pistol stecke ich nicht sobald ein. Erst schwöre — also Karl Karlowitsch heißt du — daß du kein Spion bist."

Verächtlich blickte der junge Mann den Grafen an. „Deinen Namen kenne ich, und wenn du nicht so feige bist, mich Wehrlosen niederzuschießen, so wirst du bald erfahren, ob etwa nur der Ehre im Leibe hat, der das Georgenkreuz auf der Brust trägt."

War es die Ruhe, mit der Karl Karlowitsch antwortete, war es die Erinnerung an sein Georgenkreuz — der Graf zog das Pistol zurück und schob es wieder in die Tasche.

„Du bist ein Ehrenmann, ich will es glauben, und Jakob Nikolajewitsch sagt, daß er für dich einstehe. Aber du hast Dinge gehört, die Niemand wissen darf. Willst du mir auf Alles, was dir heilig ist, Stillschweigen geloben, so werde ich dich um Verzeihung bitten, und wir wollen Freunde sein. Schwörst du nicht, so lasse ich dich nicht los, und wir schießen uns morgen früh, bis einer von uns auf dem Platze bleibt.

„Aber Waßke," rief Jakob Nikolajewitsch, „bitte du zuerst um Verzeihung, denn du hast zuerst beleidigt. Wenn du glaubst, daß er ein Ehrenmann ist — und er ist es gewiß — so wird er schweigen, auch ohne Zusage."

„Wird schweigen, auch ohne Schwur," wiederholte der Graf langsam, ergriff ein Licht, und

leuchtete dem Karl Karlowitsch in's Gesicht. Nach einer Weile, nachdem er ihn scharf angesehen, fuhr er fort, indem er das Licht wieder auf den Tisch stellte: „Nun, will es einmal wagen. Er hat nicht gezuckt, als ich ihm das Pistol auf die Brust setzte, und blickt dreist heraus, wenn man ihm in's Gesicht leuchtet. Also Karl Karlowitsch, ich bitte dich um Verzeihung, daß ich dich beleidigt habe, und biete dir meine Freundschaft an, wenn du das Vorgefallene vergessen willst; und so du Genugthuung haben willst, so sollst du sie haben, ehrlich, denn Wassil Jakoblewitsch weigert sie niemandem!"

Karl Karlowitsch schwieg.

„Nun," rief Jakob Nikolajewitsch dazwischen, „mach keine Umstände, Vetter. Kannst zufrieden sein, da er dich um Verzeihung bittet. Reich' ihm die Hand — so ist's recht — küßt Euch, seid beide brave Kerle, — he, Kellner, Champagner auf die neue Freundschaft!"

„Ja," schrie der Graf, in welchem der momentan unterdrückte Rausch wieder auftauchte, „Champagner, Kellner — oder besser, kommt mit hinüber, Kameraden, wo die anderen sitzen, Kerle, die saufen können und brüllen, daß man die Sorgen vergißt."

Damit packte der Graf die beiden unter die Arme und zog sie zum Zimmer hinaus, in den

Saal, trotz dem Widerstreben und Protestiren des Karl Karlowitsch. Jakob Nikolajewitsch war froh, daß der Graf nicht wieder auf die alte Geschichte zurückkam.

Ein Halloh empfing sie.

„Hier bringe ich Euch einen neuen, und einen alten Freund" — rief der Graf entgegen. „Der neue Freund, Karl Karlowitsch — ich stehe dafür, daß er kein Spion ist, und wer es sagt, der hat es mit mir zu thun. Und der alte Freund, das ist mein Jakob Nikolajewitsch, von dem ich nicht gewiß weiß, ist er der Vater — ich Narr, bald hätte ich dummes Zeug gesagt" — unterbrach sich der Graf, den Jakob Nikolajewitsch am Arme riß. „Das weiß ich gewiß," fuhr er fort, „es ist mein alter Freund, mit dem ich mich vor zehn Jahren so manches Mal betrunken habe."

Es bedurfte der Empfehlung nicht, um in dieser Gesellschaft willkommen genannt zu werden.

„Und jetzt gieb Champagner, he, Mensch, auf das Wohl von Karl Karlowitsch!"

Der Kellner räumte die halbvollen Flaschen weg, vertauschte sie mit frischen, füllte die Gläser, und einen Augenblick war Karl Karlowitsch der Mittelpunkt der Gesellschaft.

„Musik, Mensch," brüllte der Graf, als er das volle Glas hinuntergestürzt. „Einen Tusch auf meinen Freund!"

Der Kellner sprang eilig nach dem Harmonium, um es in Bewegung zu setzen. Es dauerte einige Augenblicke. „Was trödelst du, verfluchter Kerl," schrie der Graf, „ich will dich lehren schnell sein," — und schleuderte eine volle Flasche nach dem Kellner. Die Flasche flog in die offene, gläserne Seitenwand des Harmoniums, zerbrach, und der Champagner bedeckte schäumend den Kellner.

Lauter Jubel begrüßte die Rohheit, die dem armen Teufel das Leben hätte kosten können, und auf den neuen Toast, auf „unsern Wassil Jakoblewitsch" brach die Musik los.

Der Kellner trat zum Tische zurück, indem er mit der Serviette seinen durchnäßten Rock abwischte. „Da, Mensch," rief ihm der Graf zu, und warf ihm eine Hand voll Banknoten hin, „wisch deine Jacke mit dem Lumpenzeuge ab, so wird sie schneller trocknen. Und dann, thu deine Pflicht, fülle die leeren Gläser, und danke deinem Gotte morgen, — heute ist keine Zeit dazu — daß ich dich nicht besser getroffen habe!" —

Die Orgie braus'te tief in! die Nacht hinein. Der Graf hatte längst vergessen, daß Jakob Nikola-

jewitsch ihm die Antwort schuldig geblieben war, und als sie sich gegen Morgen trennten, jeder wankend seine Droschke suchte, da waren es nur Freundschaftsversicherungen, die sie sich lärmend auf der plötzlich belebten Straße zuschrieen.

II.

Karl Karlowitsch hatte den Vetter nach Hause begleitet, und die Nacht in seinem Zimmer geschlafen. Als er gegen Mittag erwachte, dauerte es eine Weile, bevor er die wirren Bilder des vergangenen Abends ordnen konnte. Er war Mitwisser eines Geheimnisses geworden, dessen Zusammenhang er zwar noch nicht recht begriff; aber er fühlte, Jakob Nikolajewitsch sei ihm jetzt Aufschluß darüber schuldig.

Dieser dehnte und reckte sich eben im Bette, schlug die Augen auf, und sah den Vetter sinnend auf dem Sopha sitzen.

„Nun, Karl Karlowitsch, so etwas ist dir in deinem Leben noch nicht begegnet. Warst betrunken wie ein echter Husar. Aber das muß ich dir sagen, brav bist du, und hast dich wacker gehalten, als dir der verteufelte Kerl das Pistol auf die Brust setzte!“

„I, Jakob Nikolajewitsch, das Ding war am Ende nicht geladen!"

„Nicht geladen! Denkst du, Wassil, der zehn Jahre lang im Kaukasus gelebt hat, führe ungeladene Pistolen in der Tasche? — He, Mensch!" — der Diener trat herein — „Gieb Pfeife und Kaffee!"

Der Diener brachte beides, Jakob Nikolajewitsch blieb rauchend im Bette liegen, während Karl Karlowitsch sich an das Tischchen vor dem Bette setzte, auf dem der Kaffee servirt war.

„Und jetzt, Vetter, nachdem es mir beinahe das Leben gekostet hat, mit dir die Nacht zu schwärmen, jetzt mußt du mir erzählen, wie die Sache mit des Grafen Heirath zusammenhängt."

Jakob Nikolajewitsch lachte. „Freilich hast du jetzt ein Recht auf das Geheimniß — sieh nach, ob keiner an der Thüre horcht — so, — nun nimm dir eine Cigarre, und höre zu!"

„Du hast Helenen nicht gekannt, warst damals noch im Kadettencorps — was war das für ein Prachtmädchen! Haare hatte sie, schwarzes, weiches Haar, dessen Berührung das Herz im Leibe erzittern machte; und Augen, die bald sanft und blau blickten, bald feurig und schwarz funkelten. Sie war erst kurze Zeit bei Hofe, ihre Eltern waren todt,

und die Kaiserin vertrat Mutterstelle bei ihr. Ich sah sie — war vor kurzem Officier geworden — als ich zum ersten Male auf der Hauptwache saß, in Peterhof, wo der Hof den Sommer zubrachte. Nun war ich trotz meiner Jugend ein verwöhnter Kerl, und dachte, kein Mädchen könnte mir widerstehen, weil mir eben kein's widerstanden hatte. Fing also an, sie mit Blicken zu bombardiren, so oft sie an der Hauptwache vorüberging, und schien es mir, als ob sie öfter vorüberging, als gerade nothwendig war. Nach ein Paar Tagen kam ich los, und suchte vor allen Dingen ihre Bekanntschaft zu machen. Sie besuchte, wie ich erfuhr, zuweilen meine Tante, die Gräfin B., und die begriff nicht, weshalb ich auf einmal so oft zu ihr kam — bis ich Helenen dort getroffen hatte. Die Tante stellte mich vor, aber Helene erklärte, sie kenne mich schon, und zwar als Taugenichts, denn sie habe mich auf der Hauptwache sitzen sehen. Auf diese Erinnerung hin konnte ich es wagen, ihr meinen Dank dafür auszusprechen, daß sie zuweilen vorübergegangen sei. „Ei," meinte sie, „nur nicht so dreist. Bildet sich der Herr ein, daß ich seinetwegen vorüberging? Mein Weg führte vorbei!" — Allerdings führte der Weg vorbei — eine wahre Wohlthat des Kaisers, daß er den Ausgang von den Zimmern der

Hofdamen in den Hof neben die Hauptwache gelegt hatte. Meinte freilich, der Kaiser, da würden sie am besten bewacht werden, und niemand könne unbemerkt zu ihnen; kam aber doch anders. — Seit jenem Tage traf ich Helenen täglich. Ich wich nicht von Peterhof, wo, wie du weißt, unser Regiment steht. Daß wir uns liebten, war uns bald kein Geheimniß, war mir aber nicht genug. Ob sie daran dachte, daß ich sie heirathen würde, weiß ich nicht; glaub' es aber kaum, denn sie war ohne Hinterhalt. Leidenschaftlich, üppig, liebeverlangend, wäre sie längst mein gewesen, hätte sich nur eine Gelegenheit geboten. Aber wo diese finden in dem umwachten, eingezwängten Hofleben? Ich konnte nicht einmal wagen, sie des Abends im Wagen nach Hause zu begleiten, denn ein Hoflakai, einer jener respectvollen Krebse, holte sie jedesmal ab. Es blieb nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, in ihr Zimmer einzusteigen, dessen Fenster in den Park gingen. Eine Schildwache stand nicht auf jener Seite des Schlosses, und Gebüsch schützte zur Noth, wenn eine Patrouille vorübergehen sollte. Eines Abends war ich mit ihr lange bei der Tante zusammen gewesen, und doch war uns die Trennung schwer gefallen. Als sie wegfuhr, eilte ich nach Hause, warf den Säbel fort,

setzte eine Mütze auf, und lief in den Park. Vorsichtig schlich ich an ihr Fenster — wahrhaftig, da stand sie im Nachtkleide. Ich rief leise ihren Namen, sie öffnete, und drang in mich, sogleich mich zu entfernen; wie leicht könne jemand vorübergehen. „So laß mich in dein Zimmer treten, Helene," — und im Nu schwang ich mich empor, und ehe sie mir wehren konnte, war ich im Zimmer. Lärm wagte sie nicht zu machen, das Kammermädchen schlief dicht daneben, — sie bat nur leise, ich möchte ihrer schonen — Nun, wie ich sie schonte, kannst du dir denken! — Ich habe manchmal an jene Nacht gedacht, und an die, welche ihr folgten, wie ich hinüberschlich, oft auf weiten Umwegen, mit klopfendem Herzen, wie ich das Fenster jedesmal offen fand, wie wir in der Stille der Nacht lauschten, wenn Patrouillen vorübergingen, wenn das Kammermädchen im Vorzimmer sich rührte, wie wir flüsternd uns Lebewohl sagten, und tausend weiche wollüstige Küsse beim Abschiede die Sehnsucht erneuten. — Dauerte aber nicht lange. — In einer Nacht, es war sternenhell, habe ich eben das Zimmer verlassen, schleiche an der Mauer hin — da sehe ich den Kaiser vor mir; ich pralle zurück, werfe mich in das Gebüsch, krieche hindurch, und renne wie rasend auf der andern Seite davon! —

Was der Kaiser dort that, warum er die Wache nicht rief — Gott weiß es! Wahrscheinlich war er selber auf Schleichwegen. Er konnte mich nicht erkannt haben, aber meine Uniform hatte mich am Ende verrathen, und sicher hatte er gesehen, aus welchem Fenster ich gestiegen war."

„Ich schloß in der Nacht vor Angst kein Auge, und fürchtete am andern Morgen, jeden Augenblick werde eine Ordonnanz eintreten, um mich zu arretiren. Ich schwur mir, nie in meinem Leben wieder eine Intrigue mit einem Hoffräulein zu haben, wenigstens nicht, wenn sie im Palais wohnte, und nie wieder den Versuch zur Rückkehr zu Helenen zu wagen. Freilich war die Sache pikant gewesen, und der Angst werth; aber um Alles in der Welt nicht wollte ich dem Kaiser in die Hände fallen. Uebrigens konnte ich mir leicht sagen, daß es künftig geradezu unmöglich sein werde, zu Helenen zu gelangen, denn sicher würden von jetzt an auf jener Seite des Schlosses Schildwachen aufgestellt."

„Als es 11 Uhr schlug, und niemand nach mir gefragt hatte, ging ich aus, horchte hie und da hin, ob man nichts Neues wisse. Kein Mensch hatte von einem nächtlichen Abenteuer gehört. Der Kaiser mußte also geschwiegen haben — ein schlim-

mes Zeichen, denn daß er die Sache so hingehen lassen würde, war nicht zu vermuthen."

„Ich wollte an dem Abend das Zusammentreffen mit Helenen vermeiden, und blieb zu Hause. Graf R., der Licht in meinem Zimmer gesehen hatte, kam zu mir. Er war übler Laune, ich ließ Champagner bringen, um ihn aufzuheitern. Wir schwatzten allerhand dummes Zeug, der Graf trank viel und regte sich auf. Endlich kam die Rede auf die Mädchen. Ich hatte längst gewußt — Helene selbst hatte es mir erzählt — daß der Graf in sie verliebt sei. Von meinem Verhältnisse zu ihr hatte natürlich er so wenig, als irgend einer, die geringste Ahnung, obgleich er vielleicht erfahren hatte, daß ich oft mit ihr bei meiner Tante zusammentraf."

„Weißt du, Jasche, sagte er, ich bin sterblich verliebt."

„Nun dagegen giebt es Mittel genug. Ein Kerl wie du, reich, jung, hübsch, von guter Familie, welches Mädchen widersteht dem?"

„Ja, meinte er, aber wie ankommen? Das Mädchen ist verschanzt und verpanzert."

„Wasske, dir fehlt eben der Muth. Ist die Thüre zu, steigt man durch's Fenster; ist das Fen-

ster zu, steigst du durch den Schornstein. Aber dreist mußt du sein, sonst kommst du zu nichts."

„O, ich bin verwegen wie einer," rief er, „wenn ich nur wüßte" —

„Wenn du nur wüßtest, unterbrach ich ihn, „daß das Fenster offen stünde! Na, ich wette, du stiegst nicht hinein, und wenn man dir die Hand reichte, um bequemer hinaufzukommen."

„Was, ich würde nicht hineinsteigen?" schrie er. „Ich könnte morden, um in den Besitz des Mädchens zu gelangen."

„Zum Teufel, wer ist denn die Schöne, die dich so reizt?" Ich wußte, wie die Antwort lauten würde, und lachte im Stillen. Absichtlich goß ich dem armen Kerl Glas auf Glas ein, um ihn offner zu machen."

„Helene T..," platzte er heraus.

„Ich lachte laut auf. Nun, die wird auch die Grausamste nicht sein. Versuch's nur. Klopf' an ihr Fensterlein, Jüngferchen, laß mich ein! Aber wie gesagt, hast keine Courage. Und ich wette, du fändest ihr Fenster offen, so wagtest du's doch nicht, einzusteigen!"

„Ich wag's!" schrie er; „was gilt die Wette, ich wag's. Habe doch keine andere Hoffnung als diese! Und heute noch, und gleich wag' ich's!"

„Nun, nun, beruhigte ich ihn; nur nicht so hitzig. Jetzt geht's noch nicht; laß erst Alles still werden. Und übrigens, gieb's lieber auf. 's ist doch ein toller Streich. Könnte schlimm ausfallen. Zwar ihr Fenster geht, glaube ich, in den Park, da ist keine große Gefahr. Aber bist du mit ihr schon so weit gekommen, um erwarten zu können —"

„Was soll ich erwarten! Ich will dir wenigstens beweisen, daß ich Muth habe, und setze meinen Fuchs gegen was du willst, daß ich in ihr Fenster steige!"

„Gut, gut, es gilt. Ich setze meinen Braunen dagegen, du kömmst ohne Heldenthat zurück! Jetzt trink; ich werde dir nachher sagen, wenn es Zeit sein wird."

„Gott weiß, welcher Teufel mich reizte, ihn anzuschüren. Aber jedes Wort regte ihn immer mehr auf. Zuletzt war er nicht zu halten. Nach elf Uhr brach er auf."

„Mir schlug doch das Gewissen — war eben noch jung damals — als ich seinen Tritt auf der Straße hörte. Es war augenscheinlich, er rannte in's gewisse Verderben. Vielleicht konnte ich ihn noch einholen und zurückhalten. Rasch zog ich mich an, eilte ihm nach; er hatte einen großen Vorsprung; aber gleich, dachte ich, wird er doch nicht an's Fen-

ster rennen. Wie ich in den Park komme, dem Schloßflügel gegenüber, wo Helene wohnt, sehe ich, wie er an's Fenster schleicht, und ehe ich noch mich nähern kann, treten von beiden Seiten Soldaten aus dem Gebüsche, und führen den armen Teufel hinweg. — Was war zu thun! Hinterdreinlaufen konnte ich nicht. Jetzt war wenigstens das Feld rein, — ich vergaß, was ich mir am Morgen gelobt hatte, eilte an das Fenster, und begehrte, leise rufend, Einlaß. Helene hatte Geräusch gehört, und war in tausend Aengsten gewesen, daß mich ein Unglück getroffen haben könne. Ihre Freude, mich in den Armen zu haben, war grenzenlos — ich glaube, sie weinte. Natürlich schwieg ich ebensowohl von der Begegnung des Kaisers, als von dem Schicksale des Grafen. Ich konnte doch ihre Freude nicht stören."

„Das war die letzte Nacht, die ich bei ihr zubrachte — ich habe sie seitdem nie wiedergesehen."

„Am anderen Morgen raunte man sich in die Ohren, ein Officier sei am vorigen Abend arretirt worden, als er im Begriffe gewesen, bei einem Hoffräulein in's Fenster zu steigen. Der Kaiser habe ihn in der Nacht noch zu sich kommen lassen, ihm befohlen, das Hoffräulein binnen vierundzwanzig Stunden zu heirathen und mit ihr den Hof un-

mittelbar zu verlassen. Als ich mich zeigte, waren alle verwundert; denn da man den Namen des Officiers noch nicht kannte, so hatten alle auf mich gerathen, dem man allein das Abenteuer zutraute. Bald erfuhr man, Graf R. und Helene T. seien die Helden der Geschichte. Graf R. wurde beneidet; Helene galt allgemein als das schönste Mädchen am Hofe. Der Neid erfand auch damals, daß der Kaiser aus Eifersucht so kurz und streng verfahre. 's war kein wahres Wort daran; ich allein konnte das wissen, denn Helene liebte mich und der Kaiser war damals in den Flitterwochen mit Fräulein R., wie ich nachmals erfuhr. Aber das Gerücht von einem Verhältnisse des Kaisers mit Helenen hat sich erhalten, und du hast ja auch davon gehört."

„Der Befehl des Kaisers wurde strenge erfüllt; die Trauung fand im Stillen in der Schloßkirche statt, und unmittelbar darauf fuhr das Paar davon. — Ich hatte nicht gewußt, was ich beginnen sollte. Im ersten Augenblicke, als ich die Entscheidung des Kaisers gehört hatte, war ich entschlossen gewesen, hervorzutreten, mich als den Schuldigen zu bekennen, den Zorn des Kaisers auf mich zu lenken — ich hätte dann Helenen heimführen müssen. Aber ich hätte sie noch zehnmal mehr compromittirt; und wie hätte ich den Versuch des Grafen R. er=

klären wollen. Alle Welt würde vorausgesetzt haben, Helene habe zwei Liebschaften auf einmal gehabt. Das hielt mich zurück, und ehe ich noch einen Ausweg gefunden hatte, war die Sache geschehen, Graf R. hatte eine Frau, die ihn nicht liebte, kaum kannte — und war mit ihr verschwunden. Wie Helene ihn heirathen konnte, war mir freilich unbegreiflich, bis ich nach einigen Wochen einen Brief von ihr erhielt, der Alles aufklärte. — Da lies ihn," rief Jakob Nikolajewitsch, der während der letzten Worte das Bett verlassen hatte, und aus einer kleinen Schatulle einen vergilbten Brief hervorgezogen hatte. „'S ist lange her, daß ich die Schriftzüge nicht angesehen habe, thue es auch nicht gern; macht mich nur ärgerlich, daß ich dem Narren eire Frau angehängt habe, welche er nicht werth ist."

Der Brief war aus dem Gouvernement Charkow datirt.

„Mein Jacques, mein Engel, mein verwöhntes Kind! Kannst du mir verzeihen! Meine einzige Liebe! ich habe dich verrathen! Was ich nie für möglich gehalten hätte — ich gehöre einem andern als dir, meine Seele! Alle meine Gedanken umschweben dich, ich folge dir auf jedem Schritte, ich bitte Gott unaufhörlich für dich, mein Schatz,

ich büße in Thränen mein Verbrechen an dir, — verzeih' mir, verzeih um meines Schmerzes willen, und um des Unglücks willen, das über mich hereingebrochen ist."

„Wie es zugegangen ist, daß ich eines andern Frau geworden bin, begreife ich nicht. Eben hat mich der Graf verlassen, um nie wieder zurückzukehren, — er will nach dem Kaukasus. Er sieht, daß ich ihn hasse, ihn verachte, weil er sich mir aufgedrungen hat. Ein Glück, daß er fort ist, denn ich kann jetzt ruhiger an die letzten Tage denken und klarer mein Loos überblicken."

„Am Morgen früh nach jener Nacht, als du, mein süßes Kind, zum letzten Male an meinem Herzen geruht, ward ich zur Kaiserin befohlen. Sie war immer mild und gnädig gegen mich gewesen, an jenem Tage klang jedes ihrer Worte wie ein harter Dolchstich. Sie sagte mir mit dürren Worten, „daß ich mein Betragen dadurch zu büßen habe, daß ich an der Seite des Mannes, dem ich mich ergeben, den Hof auf immer verlasse." Ich erstarrte; wer hatte deine nächtlichen Besuche verrathen? Aber ich faßte mich schnell, freudig überlief's mich bei dem Gedanken, mit dir, meine Seele, verbannt zu sein. Ich hätte der Kaiserin, die sich kalt von mir abwandte, den Saum des

Kleides küssen mögen, in meiner Verblendung über den Befehl. — Kaum war ich in mein Zimmer zurückgekehrt, als man mir anzeigte, mich um elf Uhr zur Trauung bereit zu halten; die Oberhofmeisterin und ein Kamerherr würden mir als mère et père assis dienen und mich abholen. Wie Alles gekommen sei, frug ich nicht, ich war zu betäubt über mein Glück, denn der Mann, dem ich mich ergeben, dem ich auf immer angehören sollte, warst ja du. Ich dachte auch nicht einmal daran, daß in der Hast, mit welcher die Heirath betrieben würde, eine Rücksichtslosigkeit, eine absichtliche Bloßstellung meines Rufes lag — erst nachher, als es zu spät war, habe ich das gefühlt und erkannt, daß die nächste Strafe, die man mir zugedacht, eine öffentliche Demüthigung sein sollte. Damals schmückte ich mich freudig, und wäre je schneller, je lieber mit dir entflohen. Während man mich ankleidete, wurden meine Sachen gepackt, denn aus der Kirche sollte die Abreise vor sich gehen. Zur festgesetzten Zeit wurde ich abgeholt. Die Ermahnungen der Oberhofmeisterin, die sie wahrscheinlich auf Befehl der Kaiserin hersagte, verklangen in meinen Ohren. Am Eingange der Kapelle kam der Kaiser auf mich zu, segnete mich und sagte: „Ich mußte für Sie sorgen, Helene, da Sie es selbst nicht verstanden.

Von nun an stehen Sie allein neben einem Manne, der Sie vielleicht nicht genug würdigen wird. Möge Sie Gott stärken, Ihre Pflicht bis an's Ende Ihres Lebens freudig zu erfüllen." Der väterliche Ton, mit dem er das sprach, beschämte mich; ich schlug die Augen nieder, und Thränen rannen über meine Wangen. — So trat ich vor den Altar, und die Kronen wurden über uns gehalten. Dich wähnte ich neben mir, mein Engel, und doch war es mir unheimlich, mein Herz verkündete mir nicht laut genug deine Nähe. Ich wagte nicht hinüberzusehen, aber ein Seitenblick zeigte mir wenigstens die Uniform deines Regiments; ich schalt mich, daß ich zweifeln könnte, Du seiest der mir bestimmte Gatte. Da sprach der Geistliche den Namen meines Bräutigams aus, — was war das! mein Gott, hatte ich recht gehört, das war nicht dein süßer Name, das klang wie der Name jenes Narren, der mich seit Wochen überall verfolgte, den ich scherzend meinen paravent 'genannt hatte — denn seine Bewerbung leitete die Aufmerksamkeit von dir ab. Mein Himmel, er trug ja auch deine Uniform — ging hier 'eine Verwechselung vor — ich bebte am ganzen Leibe, ich sah und hörte nicht!, ich begriff nicht, daß die Ceremonie zu Ende war, daß man mich beglückwünschte. Ich |raffte all' meine Kraft zu-

sammen, und blickte dem Manne, der neben mir stand — meinem Manne jetzt, in's Gesicht — und sank besinnungslos zu Boden."

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Wagen, wir hatten Peterhof längst hinter uns. Neben mir saß meine Kammerfrau, mir gegenüber Graf R."

„Ströme von Thränen habe ich seitdem vergossen. Jetzt, da der Graf abgereist ist, fühle ich mich freier. Ich kann ja dein gedenken, Mann meiner Sehnsucht! und, süße Seele! ich kann träumen von dem Kinde — von deinem Kinde, das ich unter dem Herzen trage! Ja, mein Jacques, einen Trost, eine Hoffnung habe ich gerettet — ich werde Mutter sein! Armer Freund, du bist allein! — O verzeih' mir, daß ich wie eine Thörin in das Netz gegangen bin, daß ich mich habe von dir trennen lassen! Sag' deiner Helene, mit einem jener lieben Worte, die du so weich und innig zu flüstern pflegtest, daß du sie auf den Flügeln der Liebe mit hinübertragen willst in die Ewigkeit! Auf Wiedersehen, mein Mann!" —

III.

Sorgfältig faltete der Vetter den Brief zusammen und legte ihn zurück in die Schatulle. Jakob Nikolajewitsch hatte während des Lesens ein Liedchen gepfiffen, vor dem Spiegel sitzend und seine Nägel putzend.

„Und hast sie nie wiedergesehen?" frug der Vetter, der von der Geschichte wie betäubt war.

„Wen? Ach Helenen, — von der war die Rede. Nein! hab' sie nie wiedergesehen, ebensowenig als den Grafen, bis gestern. Wir haben uns noch einige Male geschrieben — dann, weiß der Himmel, ich hatte keine Zeit zu sentimentalen Briefen, ich antwortete nicht mehr, und sie hörte endlich auf zu schreiben. Und nun laß die Sache ruhen. Vorbei ist vorbei!" —

Es klingelte. Gleich darauf trat der Diener herein, und brachte einen Brief an Jakob Nikolajewitsch. Brummend öffnete dieser. Der Graf schrieb ihm:

„Mein alter Kamerad, Jakob Nikolajewitsch! Was zwischen uns in vergangener Nacht vorgefallen ist, ich kann mich nur zur Hälfte darauf besinnen. Aber wir sind als Freunde geschieden, und als Freund wende ich mich an dich. Mir ist deutlich

erinnerlich, daß du auf meine Frage die Antwort schuldig bliebst. Es kam der Wirrwarr mit deinem Vetter — der hoffentlich schweigen wird — und nachher ging alles im Rausche unter."

„Ich muß auf jene Frage zurückkommen, und beschwöre dich um Entscheidung; mein Schicksal hängt davon ab. Vielleicht weißt du nicht, wie damals in Peterhof mein Unglück vollzogen ward — und wie solltest du es wissen, da ich dich gestern zum ersten Male wieder sah! — Laß dir erzählen."

„Kaum hatte ich mich Helenens Fenster genähert, als von beiden Seiten Wachen herbeikamen, mich arretirten, dem wachthabenden Officier übergaben, der mich zum Kaiser führte. Ich war betrunken, aber der Schreck machte mich nüchtern. Den ersten Worten des Kaisers: „Der ist es!" folgte eine Pause; dann sagte er zu mir in strengem Tone: „Sie haben Ihr Vergehen dadurch gut zu machen, daß Sie die Fürstin heirathen. Sie bleiben auf der Hauptwache; Ihr Kammerdiener wird Befehl erhalten, Ihre Sachen einzupacken, damit Sie morgen, gleich nach der Trauung abreisen können. Des Dienstes sind Sie entlassen, und zeigen sich nie wieder ohne besondere Erlaubniß am Hofe. Nach dem, was geschehen, muß ich fürchten, daß Helene mit Ihnen nicht glücklich sein wird. Neh-

men Sie sich in Acht, denn ich werde auch in der Ferne über die Betrogene wachen."

„Damit war ich verabschiedet. Die Strafe schien mir im ersten Augenblicke nicht unangenehm; ich kam zu einer Frau, die ich liebte, die ich anbetete. Aber auffallend war es mir doch, daß mein Versuch, einzusteigen — und kaum konnte man es so nennen, da ich noch nicht einmal das Fenster erreicht hatte — so schnelle Folgen hatte. Vorstellungen konnte ich nicht machen, und wollte es auch nicht; was Helene zu der Heirath sagen würde, nun, da der Kaiser sie mir gab, mußte er ja ihrer Einwilligung gewiß sein. Halb im Taumel begann ich meine Angelegenheiten zu ordnen, und fand zuviel zu thun, um über die plötzliche Wendung meines Schicksals nachzudenken."

„Um 11 Uhr wurde ich zur Kapelle geführt. Eine alte Dame und ein Stallmeister vertraten die Elternstelle; Ordonnanzofficiere waren meine garçons d'honneur. Die Trauung ward vollzogen, ohne daß ich ein Wort mit Helenen gewechselt hätte. Wir empfingen die Glückwünsche, — ich überdies Ermahnungen des Kaisers; Helene stand zitternd neben mir, ich suchte ihren Blick als Trost, — sie schlug die Augen zu mir auf — und sank plötzlich zu Boden. Eiligst wurde ein Arzt gerufen, man

überzeugte sich, daß sie in tiefer Ohnmacht liege, daß Luftwechsel ihr gut sein werde, und, da keine Gefahr vorhanden war, befahl der Kaiser, sie in den Wagen zu bringen, und abzufahren.“ —

„Mein Glückstraum war von kurzer Dauer. Als sie erwachte, würdigte sie mich keines Blickes. Ich ließ es an Bitten, an Demüthigungen nicht fehlen — statt aller Antwort weinte sie. Ich umgab sie mit tausend Beweisen meiner Zärtlichkeit — willenlos und kalt ließ sie Alles geschehen. Ich wollte mich entschuldigen, ihr erklären, wie Alles gekommen sei, wie ich nur des Kaisers Befehlen gehorcht habe — sie hörte nicht hin. So erreichten wir meine Güter. — Was ich nur ersinnen konnte, bot ich auf, um sie zu besänftigen — sie hatte kein Auge für meine Aufopferung, kein Ohr für meine Worte. Ich schrieb ihr — sie sandte die Briefe uneröffnet zurück. Wochen vergingen — ich machte nicht den geringsten Fortschritt in ihrer Gunst. In meiner Verzweiflung kündigte ich ihr an, ich werde nach dem Kaukasus gehen, und den Tod suchen — sie hielt mich mit keinem Worte zurück. — Ich reis'te ab. — Nie habe ich sie vergessen können! Was ich für jugendlichen Rausch gehalten hatte, das ward in der Ferne zur heißesten Liebe — und heute liebe ich sie inniger als je! — Nach einem

Jahre erhielt ich die Anzeige, daß mir ein Sohn geboren sei, — aber nicht s i e schrieb es mir; nie habe ich eine Zeile von ihr erhalten. Zu stolz, um meine Empfindlichkeit zu zeigen, zu hoffnungslos, um eine Versöhnung träumen zu können, rannte ich in das wüsteste Leben hinein, betäubte mich in Gefahren, in Duellen, in Gelagen — Helenens Bild wich nicht von mir. Der Kaiser hatte mir indeß verziehen. Der Georgenorden war das Unterpfand der Rückkehr seiner Gnade. Ich beschloß noch einmal zu versuchen, die Liebe meines Weibes zu gewinnen, und bat um die Erlaubniß zur Heimkehr."

„Wie mich meine Frau empfangen hat, erzählte ich dir gestern."

„Und doch, ich kann nicht ohne sie leben. Ich will Alles thun, sie umwachen, ihr Sclave sein, — es kann ja des Himmels Wille nicht sein, daß wir ewig unglücklich sind. Ich habe ja nichts gethan, als in einem Augenblicke wahnsinnigen Rausches, aufgeregt durch deine Worte, den Versuch gemacht, mich ihrem Fenster zu nähern. Habe ich durch zehnjährige Verbannung nicht genug gebüßt für meinen Leichtsinn?"

„Aber um eins bitte ich dich, alter Freund — löse meine Zweifel, ist Helenens Sohn D e i n Kind, oder das M e i n i g e? Habe ich wenigstens e i n e n

Menschen auf Erden, dessen Liebe ich als mein Recht fordern kann? —

„Bis um 1 Uhr warte ich auf Antwort. Du wirst entscheiden, was ich zu hoffen habe. Schreibst du mir nicht, so ist mein Loos entschieden!" —

Jakob Nikolajewitsch hatte den Brief durchlesen, reichte ihn dem Vetter hin, und setzte sich an den Schreibtisch.

„Närrischer Kerl!" antwortete er dem Grafen. „Was du für Einfälle hast! Wenn du deine Frau liebst, so reise hin zu ihr, und lasse dich nicht abweisen, sie muß am Ende Einsehen haben. Natürlich war sie damals böse auf dich, denn die plötzliche Heirath hat Aufsehen genug gemacht, und sie compromittirt. Daß sie nach zehn Jahren, nachdem du dich nicht um sie bekümmert, dich freundlich empfangen soll, ist doch auch nicht zu verlangen. Also das Einzige was du zu thun hast — wirb um sie von neuem, wie ein Bräutigam um seine Braut, — und ich gratulire dir im voraus zu den nachträglichen Flitterwochen. Dein alter Kamerad Jasche."

Dann nahm er des Grafen Brief aus den Händen des Vetters, schrieb einige Worte hinzu, schlug ihn in ein Couvert, versiegelte es, und adressirte es.

„Für wen ist denn das bestimmt?“ frug Karl Karlowitsch.

„I, für den, dem's zukommt. Die Geschichte muß doch einmal ein Ende haben. Helene mag sich überzeugen, daß ihr Mann ein verliebter Narr ist, der noch dumme Streiche machen wird, wenn sie ewig zürnt. Lesen wird sie den Brief, weil ich ihn schicke, — käme er vom Grafen, sie sendete ihn unerbrochen zurück.“

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Jakob Nikolajewitsch ein Unrecht wieder gut zu machen suchte. Auch gelang es ihm. Helene und der Graf haben sich versöhnt.

Dritte Episode.

Nachbarlich.

I.

Auf dem Lande war unterdessen fleißig gearbeitet worden. Das Brückengeländer stand fertig da, und für die neue Küche ward Balken auf Balken zurecht gemacht. Der Russe braucht nicht viel Umstände bei seinen Häusern. Die Balken, welche die Außenwände bilden sollen, werden geschält, und auf zwei gegenüberliegenden Seiten etwas behauen, so daß sie glatt auf einander liegen können. An den Enden wird eine Kerbe eingehauen, und nun wird auf das erste, auf schlichtem Mauerwerk, oder wohl gar nur auf einigen Steinen ruhende Viereck, ein Balken nach dem andern aufgelegt, und Ritzen und Fugen mit Moos ausgestopft. Hat man die Höhe der Thüre erreicht, — durchweg führt zu der Thüre eine Treppe von mehreren Stufen — so werden die Thürpfosten eingesetzt, und ein Bindfaden, mit einem Steine beschwert, dient dabei als

Loth. Fenster finden sich gewöhnlich nur auf einer, mit der Thürseite Winkel bildenden Seite, und es kommt wohl meist vor, daß sie erst nachmals in die Balken eingehauen werden, weil diese Procedur schneller fördert. Das Dachkreuz wird mit wenig Genauigkeit zusammengeschoben. Man probirt so lange, bis es den richtigen Winkel zu bilden scheint, da jedoch nur das Augenmerk entscheidet, so sind schiefe Dächer nichts Seltenes. Ueber das Dachkreuz werden Bretter genagelt oder Schindeln gehängt; Nikolay Alexandrowitsch ließ jedoch die Dachbretter noch mit Steinpappe decken, ein Fortschritt, der natürlich von den Bauern nicht nachgeahmt wird. Ebenso roh werden Fußboden und Decke zusammengesetzt. Das Beil ist das einzige Handwerkszeug; Eisen ist oft im ganzen Hause nicht zu finden; hier jedoch, bei der Küche, wurden nicht nur am Dache Nägel gebraucht, sondern auch die Außenwände mit Brettern vernagelt, so daß sie ein glatteres Aussehen erhielten. Erst wenn das Haus fast vollendet ist, kommt der Maurer wieder zur Arbeit, setzt den Heerd, und bahnt sich für seinen Schornstein einen Weg durch Decke und Dach. Es ist unglaublich, wie schnell ein solches Haus fertig wird. Das Holz ist nun freilich nicht trocken, aber da es der Luft ausgesetzt bleibt, so trocknet es nach, und man=

ches Haus steht in dieser Weise 80 bis 100 Jahre. Inwendig sind meist die Balken nackt; auch bei der Küche, die Nikolay Alexandrowitsch bauen ließ, blieben sie es zunächst, damit sie austrocknen könnten; der Maurer sollte sie erst im nächsten Jahre bekleiden.

Der alte General saß auf der Treppe, und blickte auf die Arbeiter. Jefim Timofeïtsch, der den jungen Herrn nach der Eisenbahn gefahren hatte, stand neben der Treppe, die Mütze verlegen in der Hand drehend.

„Du sagst, sie sind noch nicht ruhig in Lipkowa?"

„Nein, Ew. Excellenz, sie sind nicht ruhig. Habe den Umweg gemacht, als ich von der Eisenbahn kam, und bin dort durchgefahren. Hielt ein wenig an beim Dessätski (Zehntmann, ein Gemeindevorstand). Dachte, Nikolay Alexandrowitsch würde es nicht böse nehmen, wenn ich hinhorchte, was die Nachbarn machen."

Der General nickte mit dem Kopfe und brummte eine Art Bejahung.

„Da hat mir denn der Dessätski — kenne ihn, er hat eine aus unserem Dorfe geheirathet — erzählt, daß die in Novgorod entschieden hätten, die Leute sollten wegen Widersetzlichkeit Ruthen kriegen, und daß alle Tage der Ispravnik (Gerichtscommissär) kommen könne, um das Urthel zu vollziehen. Nun

wollen sie, sagte der Dessätski, zum Kaiser gehen, und sich bei ihm klagen."

„Hm," brummte der Alte, „was wird das Ende sein? Er ist Senator, man wird ihm nicht viel thun; die Bauern haben ihre Prügel, und damit Basta."

„Nein, Ew. Excellenz! Der Kaiser ist gerecht! Ruthen wird's jetzt geben, das ist gewiß. Aber Petersburg ist nicht weit, und voriges Jahr, als die Küraffiere bei Lipkowa standen — Ihr wißt, Nikolay Alexandrowitsch, man hatte die Pferde auf die Weide herausgeschickt — da haben die Herren Officiere auch gesagt, sie wollten sich der Bauern annehmen, und in ganz Petersburg erzählen, was der Herr Senator an seinen Bauern verbrochen hat."

„Und du glaubst, Jefim, so ein Officierchen denkt noch daran, wenn er nach Petersburg kommt, was er auf dem Lande versprochen hat? Da hat er Anderes im Kopfe!"

Jefim kraute sich in den Haaren, sah bald nach den Bauern hinüber, schielte bald nach dem General hin; er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschlusse. Der General sah zwar griesgrämig aus, aber seine Laune war doch nicht gerade böse. Es mußte gewagt werden.

„Ew. Excellenz, Nikolay Alexandrowitsch!" hob

er stockend an, „wenn Sie nach Petersburg schrieben, und für die Bauern redeten, es würde helfen! 'S ist doch gar zu schlimm, wie's denen in Lipkowa geht. Um Gottes willen, Nikolay Alexandrowitsch! da hat der Senator erst 120 Bauern an die Eisenbahn vermiethet; hatten da nichts zu essen, schliefen Nachts unter freiem Himmel, auf feuchtem Boden, und mußten am Tage schwere Arbeit verrichten; erkrankten beinahe alle, und starben 75 am hitzigen Fieber. Die zurückkamen — da hatte einer nur noch vier Finger; der andere hatte das Bein gebrochen, und geht sein Lebelang lahm; dem dritten war ein Wagen über den Leib gegangen, und er kann nie mehr arbeiten. 'S ist 'ne Sünde, Nikolay Alexandrowitsch," fuhr er eifriger werdend fort, „daß die Leute noch Obrok (Geldzins statt Frohnden) zahlen sollten; konnten's bei Gott nicht, und verlangte der Senator, daß sie für die Todten mitzahlen sollten. Nun brannte Sitkowa ab, und sie mußten alle zusammen nach Lipkowa ziehen, weil der Senator nicht Holz zum Bau geben wollte. Hatte kein's, das ist wahr, denn 's ist alles an die Eisenbahn verkauft worden. Aber der Kronswald ist weit, und konnten sie nichts holen, weil sie keine Pferde hatten. Gingen nach der Stadt, und baten um Hülfe; gab's da statt Geld, Ruthen, und wurde der Obrok immer ver-

langt. Sie beschwerten sich beim Kreisgericht — und kriegten Ruthen. Sie beschwerten sich in Novgorod — und da giebt's nun wieder Ruthen. Müssen jetzt zum Väterchen Kaiser gehen, haben aber keinen, der für sie spricht. Ew. Excellenz, da hat mich nun der Dessätski gebeten, ich sollte es Euch sagen; Ihr könntet helfen; sie würden's Euch nie vergessen, sie würden für Euch Gott bitten und Eure Seele würde Ruhe haben im himmlischen Reiche, wenn Ihr die Wohlthat thätet. Ihr seid doch der einzige gute Herr, Nikolay Alexandrowitsch! habt uns nicht, wie die andern, an die Eisenbahn geschickt, um uns den Tod zu holen. Haben's zwar auch schwer, aber doch besser, als viele, und wenn einer von uns Ruthen kriegt, so hat er sie verdient. Schreibt nach Petersburg, Nikolay Alexandrowitsch!"

Jefim war warm geworden; er küßte dem Generale die Hand, trotz des Abwehrens, richtete sich dann auf, wischte mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirne, und blickte um sich her, als suche er Bewunderer seines Muthes. Dann sah er wieder auf den General, und erwartete die Antwort.

Nikolay Alexandrowitsch schwieg noch immer. Während Jefims Rede, die ihm schmeichelte, hatte er starr nach dem Bau hinübergesehen, zuweilen den Mund bewegt, als ob er kaue, ein kurzes „Hm!"

oder „Ja!“ ausgestoßen, mehr mit der Nase, als mit dem Munde —

Jetzt stand er auf, und nach dem Zimmer gehend, sagte er kurz: „Wollen sehen, was sich thun läßt, Jefim!“ —

Jefim Timofeïtsch eilte hinüber zu den Bauern, die den Ausgang des Gesprächs sehnsüchtig erwarteten. Sie hielten inne mit der Arbeit, und traten zusammen.

„Nun, schreibt er, oder nicht, Jefim Timofeïtsch?“

„Er wird schreiben, Kinder! Und ist er doch der Beste von Allen!“

„Der Beste von Allen!“ meinte einer, „und hat uns da herübergeschleppt aus Pskow!“

„Er ist nicht schuld, Andreï! Jakob Nikolajewitsch ist schuld, der's Geld verlebt hat, und Feodore Petrowne ist schuld, weil sie zahlen wollte. Nikolay Alexandrowitsch ist brummig, aber er hat doch ein Herz. Wer grämt sich um Katty, von der Gott allein weiß, ob sie selig ist oder nicht? Und wer steht den Leuten in Lipkowa bei? Nein, Andreï! Ihr kennt ihn nicht. War sonst ein guter Mann, und hat uns nie gedrückt, hat aber jetzt seine Last, und zankt und schimpft, um sich Luft zu machen. Und nun, Kinder, wollen wir ihm zeigen, daß wir Hände haben!“

Während Nikolay Alexandrowitsch im Zimmer nachsann, wie er es wohl am sichersten anfangen könnte, den Bauern in Lipkowa zur Gerechtigkeit zu verhelfen — wobei er sich freilich im Stillen freute, daß er dem Nachbar, dem Senator N. einen Streich versetzen würde — ging die Arbeit draußen rascher vorwärts. Der Bauer ist dankbar; er wird faul und lässig bei schlechter Behandlung, er läßt die Arbeit geradezu liegen — wie neulich an der Brücke — wenn er mit Unrecht mißhandelt wird. Gerechte Strafe nimmt er hin, und erwartet sie förmlich, als das, was ihm zukömmt. Wo aber Güte über ihm waltet, erwacht sein edleres Selbst; der Wille, die Güte zu verdienen, treibt ihn zur Aufopferung und Hingebung, entwickelt seine Kräfte, und fesselt ihn an das Interesse des Herrn.

Nachmittags, gegen drei Uhr, hörte man einen Wagen über die Brücke fahren. Ein Tarantas — ein Kutschkasten auf langer Deichsel ruhend — von drei Pferden gezogen, zeigte sich bald auf der Höhe des Weges, und näherte sich dem Herrenhause. Die Bauern sahen hinaus, wer da wohl kommen möchte, und erkannten die Uniform des Isprawnik. Nikolay Alexandrowitsch war an das Fenster getreten, und ging dann, als er sah, daß der Besuch ihm galt, dem Gaste auf die Treppe entgegen.

Der Ispravnik sprang, die Mütze in der Hand, aus dem Wagen, und ging, unter fortwährenden Verbeugungen, die Treppe hinauf.

„Gehorsamster Diener, Ew. Excellenz, Nikolay Alexandrowitsch, habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. War in der Gegend, und hörte, daß Ew. Excellenz, die ich sehr achte, schon auf dem Dorfe seien, konnte nicht anders, als Ihnen meine Ehrfurcht bezeugen!"

„Tretet ein, Peter Andrewitsch, tretet ein! Und setzt die Mütze auf, hier ist Zug."

„Nicht nöthig, Ew. Excellenz, bin ein alter Soldat. Aber wie geht es mit Ihrer Gesundheit, wenn es gestattet ist zu fragen?"

„Danke, gut — nun geht in's Zimmer, Peter Andrewitsch."

„Werde die Ehre haben, Ihnen zu folgen, Ew. Excellenz. Bitte Sie, werde folgen."

„Nun wie Ihr wollt," antwortete Nikolay Alexandrowitsch, und ging dem Gaste voran. „Sophie Iwanowne!" rief er dann, „gieb Schnaps und Brodt! Oder wollt Ihr lieber Kaffee, Väterchen?"

„Wie's Euch gefällig ist, Ew. Excellenz! Machen Sie keine Umstände. Wenn ein Glas Schnaps da ist — — —"

Sophie Iwanowne brachte schon die Flasche, erhielt den Befehl, ein Couvert mehr aufzulegen, und antwortete kopfnickend, „wird son gesehen, Nikolay Alexandrowits!"

„Wo kommt Ihr her, Väterchen?" frug der General, nachdem der Gast eines Schnaps getrunken und ein Stück Brodt in den Mund gesteckt.

Der Isprawnik verschluckte das Brodt so hastig, daß sein Gesicht fast blau wurde.

„War in Lipkowa, Ew. Excellenz, in Geschäften!"

„Nun, wie steht es mit den Bauern? Haben sie bekommen was recht ist?"

„Ja, Ew. Excellenz, Ruthen haben sie bekommen. Hatte Gensdarmen bei mir, und ein jeder hat bekommen, was ihm zukömmt."

Der General hustete. „Und Ihr meint, sie haben's auch verdient?"

„Ew. Excellenz," antwortete der Isprawnik, „Se. Excellenz der Herr Senator Gregor Iwanowitsch ist ein so lieber Mann, — hatte die Ehre bei ihm zu Mittag zu sein, brachte die Zeit sehr angenehm zu — daß es nicht anders sein kann; er muß im Rechte sein."

„Ja, ja! Er muß im Rechte sein! Und die Bauern haben ruhig die Strafe ausgehalten?"

„Bitte um Entschuldigung, Ew. Excellenz, Nikolay Alexandrowitsch, so lange ich Isprawnik bin, ist noch keine Unordnung vorgefallen.“

„Hm! Wenn's nur jetzt Ruhe wird, Peter Andrewitsch. Ist mir meiner Bauern wegen auch nicht recht, daß da immer geprügelt wird. Giebt das Unzufriedenheit, denn die Leute halten zusammen, und einer klagt mit dem andern. Hättet's gnädig machen sollen, und konntet die Strafe aufschieben.“

„Mußte, Nikolay Alexandrowitsch,“ antwortete der Isprawnik, der nicht bemerkte, daß der General nur mühsam an sich hielt. „War Befehl da von der höheren Behörde, und Se. Excellenz, Gregor Iwanowitsch hatte erfahren, daß Befehl da sei, und geruhte selbst an mich zu schreiben, damit die Sache schnell abgemacht werde.“

„Drang er also selbst darauf, Peter Andrewitsch?“

„Ja, so ist's, Ew. Excellenz. Er geruhte den Tag anzusetzen, an welchem die Ruthen gegeben werden sollten. Nun, sie haben sie bekommen, und werden stille sitzen.“

„Nein, Peter Andrewitsch,“ platzte der General heraus, der seinen Zorn nicht mehr zurückhalten konnte. „Sie werden nicht stille sitzen, sie werden

beim Kaiser klagen, und werden Recht finden. Und Euch wird's auch nicht so hingehen!"

Der Ispravnik war blaß geworden vor Schreck. Beim Namen des Kaisers fuhr er zusammen.

„Gott sei gnädig, Ew. Excellenz," stotterte er, „belieben zu scherzen. Die Bauerchen wagen's nicht."

„Sie werden es wagen, und thun recht daran. Wer wird sie hindern, da ihre Sache gut ist? Ihr habt selbst gesehen, daß man sie wie das Vieh verkauft hat, daß sie in's Elend gerathen sind und nichts mehr leisten können. Haben keine Pferde; denen aus Sitkowa sind die Kühe verbrannt; sind zusammengeschichtet in Lipkowa, und liegen die Felder unbebaut da. Ein Glück, daß der Winter vorbei ist, die Leute hatten kein Holz zum heizen; um nur ein Bischen Brodt zu haben, mußten sie das Heu verkaufen, und konnten das Vieh nur mühsam durchbringen. Und dieser Mensch ohne Gefühl verlangt noch immer Obrok, und denkt, er kann ihn mit Ruthen herausprügeln!"

„Ew. Excellenz," sagte zitternd der Ispravnik, „ich dachte nicht, ich glaubte nicht ..."

Der General ließ ihn nicht ausreden. „Was habt ihr nicht geglaubt, Peter Androwitsch! Daß die Leute drüben verhungern, daß wo man einen Bettler im Kreise herumlaufen sieht, man sicher

rathen kann, es sei einer von den Leuten des sauberen Senators. Daß den armen Seelen nichts übrig bleiben wird, als in die Wälder zu laufen, wenn man ihnen beim Kaiser nicht zum Rechte verhilft?"

„Ew. Excellenz, ich dachte nicht, daß Sie sich für die Bauern interessiren!"

„Ah, das dachtet Ihr nicht, mein Väterchen!" lachte höhnisch der General. „Meintet, weil ich auf meine Bauern schimpfe, und dann und wann einer Ruthen kriegt, ich hätte kein Herz für die Noth! Nein, Peter Andrewitsch, bin kein Unmensch, und noch hat keiner wider mich geklagt, und Euch habe ich noch nichts zu thun gegeben!"

„Ew. Excellenz, ich hoffe aber, Gregor Iwanowitsch wird seine Freunde in der Hauptstadt haben."

Der Alte sah den Ispravnik verächtlich an. „So, ihr meint, es werde Einer für ihn auftreten, wenn der Kaiser erst um die Geschichte weiß! Klagen werden sie gegen ihn, und wenn sie's auch selbst nicht besser machen; werden thun, als wären sie empört über ihn, damit nur keiner auf die Gedanken kommt, bei ihnen nachzusehen. Oh! Ihr kennt Petersburg schlecht, mein Väterchen. Im Gouvernement klingt's freilich gewaltig „der Herr Senator," aber bei uns haben wir viele solche!"

Der Ispravnik schwieg verlegen, blickte starr vor sich nieder, und faltete wie zum Angstgebet seine Hände.

„Nu, laßt Euch den Kopf nicht grau werden, Peter Andrewitsch," fuhr der General ruhiger fort. „Wird Euch den Kragen nicht kosten. Habt ja die Ausrede, daß Ihr auf Befehl gehandelt habt. Aber ein andermal seid nicht so schnell!"

„Ach!" stöhnte der arme Teufel, „man wird auf Bestechung gegen mich klagen. Bin bei Gregor Iwanowitsch zu Tische gewesen, er hat an mich geschrieben!"

„Niemand wird das wissen, Peter Andrewitsch!" beruhigte der General, dessen Mitleid sich für die Jammergestalt regte.

„Ach, Ew. Excellenz, ich Esel habe es den Bauern selbst gesagt, habe mich selbst verrathen!"

In seiner Brutalität hatte der Ispravnik mit der Freundschaft des Senators renommirt, und den Bauern bei Vorlesung des Strafurtels auch noch die Stellen aus dem Briefe des Senators mitgetheilt — mit lauter Betonung der schmeichelhaften Anrede — worin um schleunige Vollstreckung der Strafe ersucht wurde.

Der General lächelte über die Dummheit seines

Gastes, der die Waffen gegen sich selbst geschliffen hatte. Er wollte ihn trösten.

„Nun Väterchen, ich werde mit den Bauern reden. Vermuthe, sie werden kommen, und mir ihre Bittschrift an den Kaiser zeigen; dann will ich sorgen, daß gegen Euch nichts drinnen steht. Aber versprechen müßt Ihr mir, laßt Euch nicht wieder zu solchen Sachen gebrauchen!"

„Ew. Excellenz, thut die Gnade, sagt den Bauern, daß ich nicht schuldig bin an der Strafe. Bis zum Grabe werde ich Ew. Excellenz dankbar sein. Wenn der Kaiser erführe — ich bin vorgestellt zur heil. Anna dritter Klasse — niemals würde ich einer Belohnung gewürdigt werden! Und, bei Gott, Ew. Excellenz, in meinem Leben will ich nie wieder so dumm sein, und mich von so einem Senator einschmieren lassen!"

„I, Peter Andrewitsch, 's braucht kein Senator zu sein; haben auch andere Gutsbesitzer, die nicht viel taugen, und Euch zu verdienen geben. Müßt überall gerecht sein. Ist jetzt nicht mehr die Zeit, wie früher. Der Bauer weiß, was ihm zukömmt, und darauf hält er; und unser Kaiser, Nikolay Pawlowitsch — Gott gebe ihm Gesundheit und lange zu regieren — der spaßt nicht. Aber jetzt trink noch ein Gläschen, und dann wollen wir sehen,

was Sophie Iwanowne uns gekocht hat. Nehmt heute schon vorlieb, Peter Andrewitsch, wenn's nicht viel giebt. Meine Frau ist noch in der Stadt, und kommt erst übermorgen."

Der General war bei Tische guter Laune. Er hatte sich ausgetobt; er fühlte seine Ueberlegenheit über den Gast; er sah im Voraus den günstigen Eindruck, den es machen werde, wenn durch seine Mitwirkung die Bauern in Lipkowa Gerechtigkeit erhielten. Der Ispravnik hatte auch wieder Muth gefaßt, und erzählte, um das Vertrauen seines Wirthes zu gewinnen, von Schlechtigkeiten und Schelmereien, die im Gerichte vorfielen, von Härten der Gutsbesitzer im Kreise, u. dergl. mehr. Peter Andrewitsch hatte als Officier in der Armee gedient, und es nach langen Jahren bis zum Capitän gebracht. Ohne Vermögen, ohne einflußreiche Verwandte, mußte er sich glücklich schätzen, in den Civildienst treten, und die Stelle eines Ispravnik übernehmen zu können. Der Posten war einträglich, und gab vorzugsweise Gelegenheit, herumzuschmarotzen, auf Kosten der Gutsbesitzer sich und seine Pferde zu ernähren. Gegen die Bauern hart und grob, wenn sie seine Gunst nicht erkaufen konnten, gegen kleine Gutsbesitzer mit einer Art Würde auftretend, war er demüthig und kriechend

gegenüber den Vornehmen und Betitelten. Gelernt hatte er nichts, Verstand besaß er auch nicht viel. Aber er kannte durch seine fortwährenden Reisen alle Klatschereien des Gouvernements, war die wandernde Zeitung, und man sah ihn daher gern kommen, wenn man nicht gerade mit dem Gerichte etwas zu thun hatte und seinen officiellen Besuch empfing. — Als er nach Tische unter vielen Dankbezeugungen und Höflichkeitsversicherungen sich entfernte — die Mütze setzte er erst auf, nachdem der Wagen am Hause vorübergefahren war — hatte er das Herz des alten Generals ganz gewonnen, und nahm die Zusage mit, daß gegen ihn nicht geklagt werden solle.

Die Ankunft des Isprawnik hatte den Bauern als Beweis gegolten, daß das Urtel an den Nachbarn in Lipkowa schon vollstreckt sei. Abends auf dem Heimwege nach den Dörfchen, war natürlich nur davon die Rede. Jefim Timofeïtsch, der schweigsam mit den Kameraden gegangen war, saß bald in seiner warmen Stube, die ein Lämpchen vor dem Heiligenbilde und ein Kienspan am Kamine erleuchtete. Während seine Frau ab- und zuging, um das Nachtessen zuzurichten, klopfte es an's Fenster.

„Ist Jefim Timofeïtsch zu Hause?“

Der Starost zeigte sein glattes Gesicht. „Kommt herein, wer zu ihm will.“

Er nahm den Kienspan, ging durch den mittleren Raum des Hauses, in welchem Wasserkufen, Säcke, Fischergeräthschaften, zum Trocknen aufgehängte Kleider u. s. w. eine bunte Dekoration machten, öffnete die auf den Hof führende Hausthüre, und leuchtete hinaus. Ein Bauer im Schaafpelz trat in das Gehöft. „Ihr seid es, Lukin Petrowitsch,“ rief ihm der Starost zu, „dachte wohl, Ihr würdet heut' noch herüberkommen; nun seid gegrüßt, und tretet ein.“

Der Fremde — es war der Dessätski von Lipkowa — stieg die Treppenstufen hinauf, und folgte dem voranleuchtenden Wirthe in die Stube. Beim Eintritte nahm er die Mütze ab, verbeugte sich tief vor dem Heiligenbilde, bekreuzte sich dreimal, reichte dann erst dem Wirthe die Hand und küßte sich mit ihm auf Mund und Wangen. Die Frau kam auch herein, begrüßte den Gast, nachdem sie sich Hand und Mund abgewischt, mit Händedruck und Kuß.

„Wissen schon,“ sagte Jefim, „daß der Isprawnik bei Euch war. Ist nachher herübergekommen zu Nikolay Alexandrowitsch. Nun, wie ist die Sache abgelaufen?“

„Schlecht, mein geehrter Jefim Timofeïtsch.

Waren nicht vorbereitet, daß die Strafe so schnell kommen würde. Hätten sonst einige weggeschafft, die nicht viel vertragen können. Aber kömmt der Schlecker an, wie der Frost im Juni, ohne daß jemand an ihn denkt; läßt die Bauern zusammentreiben, lies't, was sie da in Novgorod geschrieben haben, und kriegt ein jeder seine Ruthen. Wollte sich anfangs einer widersetzen, aber bekam die dreifache Portion und liegt jetzt, daß er sich nicht rühren kann. Sterben wird gerade keiner, denn auf einen Buckel geht viel. Ist aber doch eine Schande, für sein Recht Ruthen zu kriegen. Aber ich rathe unserm Herren, dem verfluchten Unmenschen, nicht, sich jetzt in Lipkowa zu zeigen. Lebendig würde er nicht herauskommen."

„Nun, Lukin Petrowitsch, das Schlimmste ist jetzt vorüber. Eine Schande ist die Strafe nicht für Euch. Ihr wißt ja, wer kann wider Gott und Groß-Novgorod, hat's schon in alten Zeiten geheißen. Jetzt aber müßt Ihr Euch dazuthun, die Sache ordentlich aufsetzen lassen, daß man gleich verstehen kann, was Ihr wollt, und dann geht damit nach Pitere zum Väterchen Czaren. Da wird Euer Herr auch das Seinige kriegen!"

„Ihr war't so gut, Jefim Timofeïtsch, und habt mit Eurem Nikolay Alexandrowitsch gesprochen?"

„Sprach mit ihm, Lukin!“ antwortete der Starost mit Selbstgefühl. „Habe Eure Sache vorgestellt, er sagte, er wolle sehen, was sich thun ließe, und heißt das bei ihm so viel, als, daß er thun wird, was er kann.“

Der Deſſätski schüttelte den Kopf. „Glaube wohl, daß er uns beistehen wird, Jefim Timofeïtsch,“ sagte er nachdenklich. „Seht, ich habe mir die Sache überlegt, während ich herüberging zu Euch. Was werden sie mit uns anfangen? Das ist gut, wenn sie uns vom alten Senator wegnehmen; aber denkt Ihr, wir kommen unter Vormundschaft? Da ist der Sohn, wir kennen ihn freilich nicht, denn von der ganzen Sippe ist noch niemand bei uns gewesen — der ist großjährig und hat sein Recht. Am Ende muß der Alte uns an den abgeben, und dann ist nichts geholfen, ja vielleicht noch schlimmer als zuvor.“

Jefim wußte freilich keinen Rath in diesem Falle, er schaute verwundert auf den Deſſätski, der so weit in die Zukunft voraussah. Zum Glück brachte die Frau in diesem Augenblicke Schnaps, Brodt und Salz, harte Eier, ein Stück kaltes Fleisch, und nöthigte den Gast zum Essen. Während der Mahlzeit erkundigte man sich nach den gegenseitigen Bekannten, nach den Ernteaussichten, sprach von der Noth

in Lipkowa, wo Brodt jetzt eine Seltenheit sei, und nur erbettelt werden könne, u. s. w. Erst als die Schüsseln weggetragen, Lukin Petrowitsch sich gesegnet und bedankt hatte, die Frau einen neuen Kienspan aufgesteckt und hinter dem Tische Platz genommen hatte, ward das frühere Gespräch wieder aufgenommen. Die Flasche mit dem Gläschen war natürlich stehen geblieben.

„Werde Euch was sagen, Lukin Petrowitsch," meinte die Frau, die im Hausrathe eine gewichtige Stimme hatte. „Das Beste ist, Ihr schreibt in die Bittschrift, daß sie Euch unter Vormundschaft nehmen möchten. Warum? braucht Ihr nicht zu sagen, das wird der Kaiser allein schon merken. Und dann müßt Ihr, oder einer von Euch nach Pitere gehen, und Erkundigung holen, was geschieht. Schreiben sie doch, Ihr sollt unter den Sohn kommen, so bittet nur, daß das Schreiben nicht gleich abgeschickt wird, und gebt dem Schreiber einige Zehner, damit er es liegen läßt. Geht in dem Falle schnell zum General, der hat viele Bekannte und ist sehr angesehen in Pitere. Der wird Euch helfen, so wie er Euch jetzt hilft."

„Sie hat Recht, Lukin Petrowitsch, thut so! Sie kennt ihre Leute. Und Schade wär's nicht, wenn Ihr gleich mit dem General davon sprächet.

Wißt Ihr, geht morgen früh zu unserem Diatschok, der versteht zu schreiben, wird Alles in die gehörige Form bringen. Seid alsdann in der Nähe, und wenn der General bei guter Laune ist, werde ich's Euch sagen; Ihr könnt mit ihm reden. Und jetzt, Lukin, denkt nicht mehr an die Sorgen! Trinkt noch einmal, und dann legt Euch auf den Ofen und schlaft; werdet müde sein vom heutigen Tage."

Lukin dankte für den Rath, trank auf das Wohl seines Wirthes, was dieser mit dem Wohle des Gastes erwiderte — Alle bekreuzten sich noch einmal vor dem Heiligenbilde, wünschten sich gute Nacht, der Gast kroch auf den großen breiten Raum neben dem Heerde, Jefim und seine Frau verschwanden hinter der blauen Gardine, welche das dicht am Eingange des Zimmers stehende Bette verschloß, und bald schnarchten die Drei ein lautes, kräftiges Trio.

II.

Am andern Morgen ging es zunächst zum Diatschok. Aber hier fand sich ein anderes Hinderniß der schnellen Beförderung des Geschäftes — es fehlte an passendem Papiere, um eine Bittschrift an

den Kaiser zu schreiben. Ein Stempelbogen, meinte der Diatschok, ginge doch nicht, es müsse großes, weißes Schreibpapier sein. Umsonst entgegnete der Dessätski, wenn nur das Rechte darauf stünde, so wäre das Papier alles eins. Der Diatschok blieb bei seiner Ansicht, und so mußte erst aus dem nächsten Dorfe, in welchem sich ein Kramladen befand, das Schreibmaterial herbeigeholt werden. Unterdessen ward der Entwurf der Bittschrift gemacht, in welcher die Titulaturen zwar etwas Kirchenstyl an sich trugen, aber gerade darum sonorer klangen. Bei der Rückkehr des Dessätski ward der Entwurf geprüft, und bis auf eine Stelle gebilligt. Der Diatschok hatte geschrieben:

„Auch wagen wir den Allerrechtgläubigsten Fürsten, unseren Vater und Czaren zu behelligen, daß das Urthel mit erbarmungsloser Strenge an allen, selbst an unsern kranken Brüdern vollzogen ward."

„Nein, Väterchen," sagte Lukin, „schreibt das nicht! Traf gestern Abend, als ich kaum Lipkowa verlassen hatte, den Ispravnik. Er ließ anhalten, und erkundigte sich, was die Bauern machten, ob keiner krank geworden wäre von den Ruthen; würde ihm leid thun, sagte er, denn wir hätten schon genug Unglück gehabt. Er habe nicht anders können,

als den Befehl vollziehen. Frug dann, ob wir uns klagen wollten beim Kaiser, und als ich antwortete, das wäre nicht meine, sondern der Bauern Sache, so meinte er, „nun, ich frage nur so; wenn Ihr etwa ein Zeugniß braucht, daß Ihr zu arm seid, um den Obrok zu bezahlen, so könntet Ihr auf mich rechnen.“ Sagte noch, er sei nicht für den Senator, denn der wäre zu streng mit uns verfahren. Also soll schon vom Ispravnik keine Rede im Papier sein, Väterchen.“

„Wie's Euch gefällt, Lukin Petrowitsch. Wenn er aber so geredet hat, so ist das deswegen, weil der Wind anders woher kömmt.“

„I, mag das immerhin sein, Väterchen; wir müssen schon zufrieden sein, wenn einer nicht wider uns ist.“

Mit der Bittschrift ging es nachher zum Generalen, der, wie Jefim Timofeïtsch gemeldet hatte, guter Laune war. Der Dessätski mußte noch einmal Alles erzählen, wie sie allmählig immer tiefer in's Elend hineingekommen seien, und jetzt nur noch vom Kaiser Abhülfe erwarten könnten; wobei er hervorhob, daß sie vor allen Dingen der Familie des Senators abgenommen und unter Vormundschaft gestellt werden möchten. Nikolay Alexandrowitsch las die Bittschrift genau durch, und wunderte sich, daß

des Isprawnik darinnen nicht erwähnt würde. Lukin gab den Grund an. Der Alte schmunzelte. „Er ist doch nicht ganz dumm, der Peter Andrewitsch," murmelte er. „Hat sich ganz gut herausgeholfen. Ja ja! wenn das Schiff im Sinken ist, retten sich die Ratten."

„Nun, Lukin, reist mit Gott nach Petersburg, und hier ist ein Brief an meinen ältern Sohn, damit geht gleich zu ihm, und werdet Ihr dann von ihm das Weitere erfahren."

Der Dessätski kehrte eiligst nach Lipkowa zurück, wo man seine Ankunft sehnlich erwartet hatte. Die Bauern versammelten sich sogleich in der Nähe der kleinen hölzernen Kapelle, die in der Mitte des Dorfes auf einem freieren Platze lag, und hier ward Vortrag gehalten über Alles, was Lukin Petrowitsch seit gestern gethan hatte. Alsdann ward der Beschluß gefaßt, der Dessätski und ein älterer Bauer sollten unmittelbar nach Petersburg abreisen, und jeder sollte sein Scherflein zur Reise beitragen. Dies nahm jedoch der Dessätski nicht an, der die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten wollte, und erklärte, sie könnten's an ihm wieder gut machen, wenn erst bessere Zeiten gekommen sein würden. Mit den besten Segenswünschen verließ die kleine Deputation

noch an demselben Tage das Dorf, und war des andern Tages in der Frühe in der Hauptstadt.

III.

Alexander Nikolajewitsch, der ältere Sohn des Generals, war der schroffste Gegensatz von seinem Bruder. Mit diesem gemeinsam erzogen, aber weniger von der Mutter verwöhnt, hatte sein ernster, ruhiger Charakter ein ganz anderes Resultat hervorgebracht, als die bewegliche, unstäte Natur des jüngeren Sohnes. Alexander hatte für kalt und theilnahmlos gegolten; man hatte ihm, der wenig sprach, selten urtheilte, nur geringen Verstand zugetraut; man hatte ihn für einen jener Menschen gehalten, die sich nur auf schmalem, ebenen Pfade zurecht finden könnten, aber bei dem geringsten Hindernisse, oder auf ungebahnten Wegen verloren seien. Niemand ahnte, daß hinter seiner Ruhe und Schweigsamkeit sich große Energie verberge, daß die scheinbare Kälte das wärmste Herz verhülle, und daß er sein Leben und seine Zukunft in die Schanze schlagen könne, wenn es galt zu helfen und zu retten. Als älterer Officier in demselben Regimente stehend, wie sein Bruder, hatte er die-

sem in jeder Weise den Dienst zu erleichtern gesucht, war sein Rather und Warner gewesen — aber die Stimme der Vernunft verhallte im Ohre des leichtsinnigen Jacques, und der Bruder mußte ihn aufgeben. Die Verblendung der Mutter dem Sohne gegenüber anzusehen, wurde ihm fast unerträglich, und doch wagte er es nicht, aus kindlicher Ehrfurcht, Vorwürfe zu machen. Das war die erste Veranlassung gewesen, daß er sich von der Familie zurückzog. Nachmals, als Alexander Nikolajewitsch durch seine äußere Eleganz — und schön war er, trotz seinem Bruder — durch seinen sicheren Tact als Officier, durch seine treffliche Haltung in der Gesellschaft, die Augen des Kaisers auf sich gelenkt hatte, und er zu hoffen begann, sich selbst eine Zukunft schaffen zu können, da hatte er mit eisernem Fleiße die tiefgefühlten Lücken seiner ersten Erziehung auszufüllen gesucht, und im Stillen durch Unterricht und Lectüre sich fortgebildet. Alle Welt war überrascht, als ihn der Kaiser, der ihn lange beobachtet hatte, zum Flügeladjutanten ernannte, und in seine nächste Nähe zog. Jetzt zeigten sich auf einmal die soliden Eigenschaften, die in ihm langsam zur Reife gekommen waren. Klar und sicher ging er seinen Weg, bescheiden und ernst, wie zuvor, schien es, daß die höchste Gunst nur dazu diene, seine Vor-

züge in günstigeres Licht zu stellen. Eine Heirath, in welcher die Neider freilich das Zeugniß eines intriganten Charakters sehen wollten, und die doch nur aus tiefster gegenseitiger Neigung geschlossen wurde, befestigte den jungen Mann in seiner schwierigen Stellung, indem sie ihn gewisser Maaßen mit dem Kaiser verschwiegerte. Man machte ihm seit dieser Zeit auch wohl den Vorwurf, er sei stolz geworden, weil er sich nur bei Hofe, nie in Gesellschaften zeigte, und seine Eltern selbst, außer an Festtagen, nicht besuchte. Aber seine Zurückgezogenheit konnte allein auf Rechnung seiner Liebe gesetzt werden, und in seiner Bescheidenheit hatte er nicht einmal daran gedacht, darüber empfindlich zu sein, daß man die immer wachsende Gunst des Monarchen durch das verwandtschaftliche Band erklären wollte. Die Bereitwilligkeit zu helfen, der Mangel an Ehrgeiz, den alle seine Handlungen offen bekundeten, versöhnten bald die Mehrzahl der Neider mit ihm, und man fing an, ihm die aufrichtigste Hochachtung zu zollen.

An ihn hatte Nikolay Alexandrowitsch geschrieben, ihm die Lage der Lipkowschen Bauern auseinandergesetzt, und ihn gebeten, sich ihrer anzunehmen. Der Vater hatte seinen Sohn auch lange verkannt; nachmals, als er ihn seinen Weg selbstän-

dig machen sah, bekam er eine Art Respect vor ihm, und wenn sie sich jetzt häufiger sahen, so erbaute den Alten die Auszeichnung seines Sohnes, und vor Allem die Gelegenheit, durch ihn Gutes zu thun.

Am Morgen, als die Generalin mit Jakob Nikolajewitsch auf das Land reisen wollte, waren die Bauern bei dem ältern Sohne gewesen. Dieser kam herüber, um von der Mutter Abschied zu nehmen und gab ihr die Versicherung für den Vater mit, daß heute noch, nach dem Raswod (eine Art Parade in den inneren Gemächern des Kaisers und vor dem Winterpalais) die Sache der Bauern zu den Ohren des Monarchen kommen solle.

IV.

Der Raswod fand um elf Uhr statt. In einem Saale des Winterpalais stand ein Zug des Bataillons, das an diesem Tage die innere Wache bezogen hatte, mit der Fahne des Regiments. Von jedem in Petersburg garnisonirenden Garderegimente, Infanterie wie Cavallerie, war ein Lieutenant, ein Unterofficier und ein Gefreiter, in Parade da. Generäle, Obersten, Regimentscomman=

deure, Adjutanten, standen herum, musterten die Soldaten, ordneten hier und dort, flüsterten von Avancements, Decorationen, Ernennungen, Kriegsaussichten, Uniformveränderungen. Alexander Nikolajewitsch befand sich in der Mitte einer Gruppe von älteren Officieren. Man sprach von einer projectirten Reise des Kaisers, von den muthmaßlichen Begleitern, und suchte den Günstling auszuforschen. Dieser antwortete ausweichend, — denn er besaß eine der wichtigsten Eigenschaften auf dem glatten Boden des Hofes — unbedingte Verschwiegenheit.

Die jüngeren Großfürsten traten ein, begrüßten mit offener Herzlichkeit die am Hofe bekannten Generäle und Lieblinge, und die Freundlichkeit, mit der sie Alexander Nikolajewitsch die Hand reichten, bezeugte, wie sehr sie den Günstling des Vaters achteten. Gleich darauf erschien der Thronfolger, der als Chef des Gardecorps eine letzte Musterung der aufgestellten Soldaten vornahm; die Officiere traten zurück, ordneten sich nach Rang und Stellung, denn jetzt mußte der Kaiser eintreten.

Die Flügelthüren wurden aufgerissen; der dienstthuende Adjutant kündigte „den Kaiser" an, und wie electrisch durchzuckt stand jeder an seiner Stelle, in vorgeschriebener Haltung. Die mächtige, erha-

bene Person des Kaisers trat in den Saal, umfaßte mit einem Blicke die Versammlung, grüßte mit leichter Berührung des Helmes, und rief den Soldaten zu: „Seid gesund, Kinder!“ „Gesund, Ew. Majestät!“ schallte es wie aus einem Munde. Der Kaiser nahm die Rapporte in Empfang, durchging die aufgestellten Züge, die der Reihe nach präsentirten, trat dann auf die Seite, der Dejour-General gab das Zeichen zum Vorbeimarschiren, und das Schauspiel endete, indem Zug auf Zug den Saal verließ, einen Dank des Kaisers mitnehmend. Nur der auf Wache gezogene Zug blieb zurück; der Kaiser gab die Parole für den Tag, und entließ dann mit leichtem Gruße die Generäle. Alles war abgemessen und würdig, ein Tag wie der andere brachte dieselbe Ceremonie; ein jeder wußte, was er zu thun hatte, und Abwechselung brachte nur zuweilen die Vorstellung neu ernannter Officiere, die bei dieser Gelegenheit gewöhnlich durch den Großfürsten Thronfolger zu geschehen pflegte Dann richtete der Kaiser wohl ein Wort der Ermunterung an dieselben — zu tadeln war selten etwas an Uniform und Haltung — und der Raswod dauerte einige Minuten länger.

Nach dem Raswode, welchem auch an Sonn- und Festtagen die größeren Enkel des Kaisers bei-

zuwohnen pflegten, ging der Kaiser auf einen Augenblick zur Kaiserin, und widmete sich dann weiteren Geschäften. Als er heute den Saal verließ, folgte ihm Alexander Nikolajewitsch in einiger Entfernung. Der Kaiser trat durch einen langen Corridor in die Säle, welche an die Gemächer der Kaiserin grenzen. Im ersten Saale waren die beiden Bauern hingestellt worden, mit dem Befehle die Bittschrift so zu halten, daß sie gleich sichtbar würde.

Beim Eintritte des Monarchen fielen die beiden auf die Knieen.

Der Kaiser prallte zurück.

„Wer hat Euch hierhergebracht?" rief er mit strenger Miene.

Alexander Nikolajewitsch war näher getreten, salutirte ehrerbietig und sagte mit bescheidenem Tone:

„Kaiserliche Majestät, ich habe es gewagt!"

Der Kaiser sah ihn von oben bis unten an; der Adjutant hielt den Blick aus. „Du weißt, daß das nicht die Art ist, Bittschriften zu überreichen. Kennst die Form, führe sie zum dejourirenden Adjutanten!"

„Kaiserliche Majestät," antwortete der Officier

in bittendem Tone, „die Sache hat Eile; die Leute sind grenzenlos unglücklich!“

Nikolay Pawlowitsch trat ärgerlich auf die Bauern zu, riß ihnen — sie zitterten — die Bittschrift aus der Hand und durchflog sie mit raschem Blicke.

Er sah die Bauern forschend an. „Steht auf!“ sagte er milder. „Das ist Wahrheit, was da steht?“

Der Dessätski, ein schöner, kräftiger Mann, mit ergrauendem Barte, hatte wohl Muth; aber vor dem Blicke des Czaren war er geschmolzen. Er fand kein Wort der Erwiderung. Sein Kamerad blickte in stummer Verzweiflung nieder.

„Woher weißt du von der Sache?“ wandte sich der Kaiser an seinen Adjutanten.

„Kaiserliche Majestät, die Bauern sind vom Nachbarsdorfe meines Vaters; der hat sie mir zugeschickt, und haftet für die Wahrheit der Darlegung mit seiner Ehre!“

Der Kaiser zerknitterte die Bittschrift in seiner Hand. „Sie klagen gegen einen Senator, einen Mann, den ich bis jetzt geachtet habe, den ich mit Gnaden überhäuft habe. Sie klagen gegen den Kreischef, sie klagen gegen den Gubernator!“

Alexander Nikolajewitsch zuckte die Achseln.

„Werde Eure Sache untersuchen lassen!" sagte der Kaiser zu den Bauern.

„Kaiserliche Majestät," nahm der Adjutant bescheiden und doch bestimmt das Wort. „Eine neue Untersuchung wird nichts helfen, verzögert jedenfalls die dringend nothwendige Rettung der Bauern, und kann, wenn sie in leichtsinnige Hände geräth, ihnen noch mehr Schaden bringen. Die Leute sind auf's Äußerste gebracht, erwarten nur noch von ihrem Kaiser Gerechtigkeit, und haben in ihrer Verzweiflung sicher nicht gewagt, die Wahrheit ihrer Lage zu entstellen."

Die Bauern nickten mit dem Kopfe, als bejahten sie die Worte des Fürsprechers. Sie waren zuversichtlicher geworden, seit der Kaiser milder zu reden angefangen hatte, und auf einen fragenden Blick des Monarchen brach die Furcht. Der Dessätski rief unter Thränen:

„Unser Vater, Majestät! Wir konnten uns nicht mehr retten! Haltet uns aufrecht! Den letzten Blutstropfen wollen wir für unseren Czaren geben, und aus Lipkowa ist noch keiner zu den Rekruten genommen worden, der nicht eifrig seinem rechtgläubigen Kaiser gedient hätte. Aber befreit uns von dem Unmenschen, der keinen schont, der

unsere Brüder verkauft hat, und als sie starben, sie wie das Vieh ohne Sarg unter die Erde scharren ließ. Ja, Ew. Majestät!" fuhr der Bauer fort, als der Kaiser wie entsetzt zurücktrat! — „ja, fünfundsiebzig von den Unsrigen liegen unter der Eisenbahn, kein Priester hat den Segen über ihren Leichen gesprochen, kein Kreuz steht an der Stelle, wo man sie hingeworfen hat; wenn wir nach Petersburg fahren, so geht es über die armen Märtyrer hinweg, und wir beten für ihre armen Seelen, die ohne den Trost des heiligen Sacramentes gestorben sind. Und jetzt, durch Brand, durch Mißärnte, durch Mangel an Händen, an Vieh, ist eine Noth bei uns, — die Weiber ohne Männer, die Kinder ohne Vater — wir wenige, die noch arbeiten können, müssen die ernähren, und Gott weiß wie! Und dabei sollen wir zahlen, wie früher, und der Unmensch hat kein Erbarmen und kein Gefühl. Als wir ihn baten um Beistand, hat er uns von sich getrieben; statt Nachsicht zu haben, hat er uns mit Ruthen gestraft. Wir haben geklagt, aber das Gericht hat ihm Recht gegeben, und uns gestraft. Wir haben noch eimnal geklagt, und wieder sind wir verurtheilt worden. Helft uns jetzt, unser gnädiger Kaiser!"

Dabei fiel er nieder, und umklammerte die

Füße des Monarchen; der alte Bauer lag auch am Boden, und weinte laut.

Der Kaiser war bewegt. Die Wahrheit sprach zu mächtig in der Verzweiflung der Leute, als daß er die Verbrechen, die an ihnen begangen waren, hätte bezweifeln können.

„Seid ruhig, Kinder, Euch wird geholfen werden! Ich danke Euch, daß Ihr Vertrauen zu mir habt. Kann leider nicht Alles wissen, und betrügt man mich in meiner nächsten Nähe. Ich danke dir auch," wandte er sich an den jungen Mann, „daß du den Muth gehabt hast, mich zu zwingen, die Wahrheit zu hören. Konntest es vielleicht anders anfangen; aber hast am Ende Recht gehabt, es ist so besser. Auf dem gewöhnlichen Wege hätte es Lärm gegeben, jetzt kann die Sache im Stillen abgemacht werden. Den — ich mag den Namen des Unmenschen nicht mehr aussprechen — muß ich schonen. Ich darf nicht immer bekennen, daß unter den Leuten, die ich zum Rechtsprechen eingesetzt habe, Schurken sind, und daß es mir, leider! immer schwerer wird, den ehrlichen Mann aufzufinden. Aber seine Güter werden ihm abgenommen. Da du dich einmal in die Sache gemischt hast, so magst du es übernehmen, Alles wieder in Ordnung zu bringen. Ich

verlasse mich auf dich, — und hört Ihr, Kinder!" — sagte er zu den Bauern, „der da," er klopfte dem Adjutanten auf die Schultern, „der Euch so wacker in Schutz genommen hat, wird meine Befehle vollführen. Werdet Euch nicht über ihn zu beschweren haben," — die Bauern nickten freudig — „er wird Euch Pferde schaffen, daß Ihr arbeiten könnt, und Holz zum Bau. Bis Ihr wieder in gutem Stande seid, braucht Ihr nicht zu zahlen. Und jetzt geht, Kinder, sagt Euren Brüdern, daß wenn ich früher ihre Noth erfahren hätte, so wäre ihr früher ein Ende gemacht worden."

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ der Kaiser die Bauern, die ihre Segenswünsche für den angebeteten Monarchen in Freudehymnen gegen den Adjutanten ausströmten.

Der Senator war natürlich gezwungen, seine Güter unter Vormundschaft kommen zu sehen. Nicht lange darauf zwang ihn ein Ereigniß, das wir später erfahren werden, seinen Abschied zu nehmen, und sich nach Moskau zurückzuziehen. Aber auch hier stieß ihn die Aristokratie zurück, denn die Kunde jenes Ereignisses machte ihn lächerlich in Aller Augen. Er lebt jetzt meistens im Auslande, und gilt für einen Vertheidiger der Bauernemancipation,

weil er erzählt, er habe seine Seelen freigegeben.

Die Gouvernements- und Kreisbehörden kamen mit einer Nase davon, und wurden bei den nächsten Gnadenaustheilungen übergangen. Unser Bekannter, der Ispravnik Peter Andrewitsch, hatte also nicht das Glück, die Stelle an seinem Rocke, die er schon lange beliebäugelte, mit „der heiligen Anne dritter Klasse" bedeckt zu sehen.

Vierte Episode.

Hausväterlich.

I.

Mit der Ankunft der Generalin kam Leben in die Gegend. Die Dörfer um Zarecke herum erhielten in derselben Zeit ihre Sommerbewohner, und es ließ sich erwarten, daß bald wieder der gewohnte gesellige Verkehr unter den Nachbarn sich bilden würde. Seit dem Bau der Moskauer Eisenbahn war die Gegend in Aufnahme gekommen. Nahe genug der Hauptstadt, um tägliche Verbindungen unterhalten zu können, und doch nicht so nahe, um viele und kostspielige Besucher anzulocken; nicht ohne landschaftlichen Reiz; hinlänglich fruchtbar, um Billigkeit der Lebensbedürfnisse zu erzeugen, war die Umgegend von Zarecke zum Sommeraufenthalte mehrerer Familien gewählt worden, die dort kleine Besitzungen hatten. Alternde, seit langer Zeit vernachlässigte Landhäuser waren wieder in Stand ge-

setzt worden, hie und da war ein neues entstanden; überwucherte Gärten waren gereinigt worden; verfallende Gewächshäuser wieder aufgeputzt — und die Leichtigkeit, durch die Eisenbahn alles Nothwendige aus der Hauptstadt herbeizuschaffen, hatte binnen kurzer Zeit der ganzen Gegend ein cultivirteres Ansehen gegeben. Ein Ingenieur, der bei dem Bau der Eisenbahn beschäftigt gewesen war, hatte — außer Kapitalien — soviel an Holz und Steinen und Eisen erspart, daß er auf einem angekauften Terrain eine großartige Villa aufführen konnte. Der Geschmack war zwar etwas diffus — es gab da Veranden, gothische Thürmchen, russische Dächer, chinesische Pavillons, alles in eine gewaltige Masse zusammengeschoben, — aber der Ingenieur fand Nachahmer. Mancher Gutsbesitzer war froh, ein Stück Land veräußern zu können, auf dem sich jemand anbauen wollte, der möglicherweise binnen kurzer Zeit des Landaufenthaltes überdrüssig, wieder billig verkaufte, und einstweilen ein angenehmer Nachbar und guter Kunde für die Producte des Landes war. So waren mehrere neue Ansiedlungen entstanden, welche die Annehmlichkeiten des Sommeraufenthaltes wenigstens für viele Gutsbesitzer vermehrten, während andere freilich der Ansicht waren, daß dadurch die Stille des Landes

gestört, und die Kosten des Lebens um ein Bedeutendes erhöht würden.

Letzterer Ansicht war vielleicht auch die Frau Generalin Feodore Petrowne; nur ließ sie es sich eben nicht merken, und hielt bei den häufigen Besuchen die Würde des Hauses aufrecht. Ihr Leben war in der neuen Heimath keineswegs ein glückliches gewesen. Sie war die Tochter eines Patriciers einer alten freien deutschen Reichsstadt, in welcher nach der Schlacht bei Leipzig mancher russische Officier, trotz Wunden und Verstümmelungen, ein Herz erobert hatte. Damals war Nikolay Alexandrowitsch ein glänzender, hoffnungsvoller Garde-Rittmeister gewesen, der die tollsten Streiche ausführte, um sein Mädchen von seiner Liebe zu überzeugen. Ungeachtet der Abneigung des Vaters war endlich die Patricierin Frau Rittmeisterin geworden, und zog mit dem Frieden in die Heimath ihres Mannes. Jung, schön, wenn nicht reich, doch vermögend, hatte sie die ersten Jahre wie im Rausche verlebt. Nikolay Alexandrowitsch liebte sie leidenschaftlich, mit jenem blinden Cultus, der den Slaven characterisirt. Alle Sorgen, jede Mühe suchte er von ihr fern zu halten. Er übernahm das Hauswesen, — was freilich fast nothwendig war, da die Frau nur wenig mit der russischen Diener-

schaft sich verständigen konnte —; er sorgte für eine fortwährende Atmosphäre von Vergnügungen und Festen. Sie ließ es sich gefallen, ja sie hielt es für ihr Recht, verwöhnt zu werden, da sie ja dem Manne das Opfer ihrer Heimath und ihrer Lebensgewohnheiten gebracht hatte. Nikolay Alexandrowitsch avancirte bald zum Obersten, und ward als zweiter Commandant in eine Hafenstadt versetzt. Woher ihm diese Bestimmung kam, begriff er im ersten Augenblicke nicht; er hätte es vorgezogen, in der Haupstadt zu bleiben, wo seine Frau glänzte und sich zu gefallen schien; aber die Stelle schien zu vortheilhaft, um ausgeschlagen werden zu können. Bald löste sich das Räthsel — der Commandant, sein neuer Vorgesetzter, machte der schönen Deutschen so auffallend den Hof, daß auch der Blindeste hätte begreifen müssen — und die Eifersucht des Obersten wachte. Eine heftige Scene zwischen Vorgesetztem und Untergebenem war die Folge der Entdeckung, und Nikolay Alexandrowitsch sah sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen. Da die Geschichte einen unangenehmen Widerhall hatte, so ging er auf einige Jahre nach Deutschland, und hier wurden ihm seine Kinder geboren. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolay Pawlowitsch kehrte die Familie nach Rußland zurück. Mit man-

chem Günstlinge Alexander's I. war auch jener Commandant gefallen, und neue Männer traten an die Spitze. Nikolay Alexandrowitsch galt jetzt für einen, der unter der vorigen Regierung geduldet und gelitten hatte, und fand bald eine vortheilhafte Stellung im Civildienste. Seine Frau mußte sich jetzt einleben, sie mußte die Leitung des Hauses auf sich nehmen, was ihr doppelt schwer wurde, da sie auch in Deutschland im elterlichen Hause sich um die Wirthschaft nicht bekümmert hatte, und jetzt die Kindererziehung Zeit in Anspruch nahm. Nun wurden die Kinder zwar so schnell als möglich aus dem Hause entfernt, und in einer Pension untergebracht; aber Feodore Petrowne, jetzt in der vollsten Blüthe der Schönheit, umworben und umhuldigt, überließ sich lieber dem Taumel des Salonlebens, als der beschwerlichen Ueberwachung des Hauses. Bei ihrem Manne war die Leidenschaft längst verraucht, auch die Eifersucht hatte sich abgestumpft; es war nur noch seine Eitelkeit, die an den Huldigungen seiner Frau Befriedigung fand. So sah er es gern, daß sie sich das Leben so angenehm als möglich zu machen suchte, und erkannte nicht, daß seine Frau bei diesem äußerlichen, flüchtigen Treiben, bei diesem Nachjagen nach Bällen, Diners, Soireen, Concerten, Hoffesten, Schauspie-

len, bei diesem Sorgen um Hüte, Bänder, Perlen, Aufsätze, Pelze, Spitzen, und Gott weiß was — daß sie nimmer feste Wurzeln in der neuen Heimath fassen konnte. In Modemagazinen ward sie heimisch; in den Salons ward sie von allen scandalösen Geschichtchen unterrichtet — aber sie war und blieb fremd in allen tiefern Lebensbeziehungen, in allen Grundzügen der Verhältnisse. Als es nachmals darauf ankam, ihrem Manne Trost und Rath zu geben, ihre Kinder zu warnen und zu leiten — da fehlte ihr die Basis, die Kenntniß des Lebens. Sie mußte sich resigniren, mitreden zu können, wo es sich um Fragen der Zukunft handelte, und hüllte sich in die einzigen Eigenschaften, die sie scharf ausgeprägt hatte — deutsche Ehrlichkeit und deutsche Indolenz.

Anfänglich ging der Dienst Nikolay Alexandrowitschens glücklich. Er ward bald zum wirklichen Staatsrath befördert, und da er früher Officier gewesen war, so nannte ihn natürlich alle Welt „General;" er ward besternt, erhielt Arrenden rc. Aber eine kitzliche Untersuchung in einem der östlichen Gouvernements compromittirte ihn. Es war nämlich die Denunciation von großen Unterschleifen nach Petersburg gelangt; eine Commission ward abgeschickt, und erklärte nach geschehener Durchsicht

der Acten die Denunciation für Verläumdung. Eine zweite Anzeige gelangt zum Kaiser, und behauptet zugleich, die Commission sei bestochen worden. Eine zweite Commission wird vom Minister abgesendet, und das Resultat ist und bleibt dasselbe. Von neuem behaupten die Denuncianten, die Untersuchenden seien bestochen worden, und bitten, der Kaiser selbst möge jemanden, in welchen er Vertrauen setze, absenden, um die Untersuchung zu leiten. Diesmal bezeichnet der Kaiser dem Minister unseren Bekannten Nikolay Alexandrowitsch als loyalen und ehrenhaften Mann, geeignet, die Wahrheit schonungslos an das Licht zu bringen. Mit Widerstreben reis'te der General ab. Er fühlte, daß er hier in ein Wespennest greifen würde; er ahnte, wie die Mehrzahl der Unterrichteten, daß die Sache nur aus dem Grunde unaufgeklärt geblieben sei, weil der Minister selbst nicht schuldlos dastehe. Die Wahrheit kam bald zu Tage; in der ersten Indignation über den Betrug wollte Nikolay Alexandrowitsch die Schuldigen schonungslos der Gerechtigkeit des Kaisers überliefern — eine zweite Ueberlegung ließ es ihm klüger scheinen, die Mitschuld des Ministers zu verhüllen. — Es war der schlimmste Mittelweg, den er wählen konnte. Der Minister verzieh ihm nicht, die halbe Wahrheit an den Tag gebracht zu

haben, die ihn compromittirte, obgleich sie seine Stellung nicht gefährdete. Von diesem Augenblicke an ward Nikolay Alexandrowitsch allen möglichen Kränkungen und Zurücksetzungen ausgesetzt, und erhielt endlich, als es sich um eine Reduction der allzu zahlreichen oberen Beamten im Ministerio handelte, seinen Abschied. Diesmal lag etwas Verletzendes in der Dienstentlassung. Wäre sie jener Untersuchung unmittelbar gefolgt, so hätte Nikolay Alexandrowitsch mit einer Art Märtyrerkrone aus dem Dienste scheiden können; aber jetzt, in einem Alter von einigen 40 Jahren aus einer vielversprechenden Carriere als untauglich gewiesen zu werden — das kränkte. Der General ward hart, bitter; er trat zur Opposition, die nicht sowohl über den Kaiser, als über die Minister, „diese Deutschen, dieses Halbblut" räsonnirte. Mit seinen früheren Collegen brach er ganz, und suchte neue Kreise auf. Am meisten litt dabei seine Frau, die sich gezwungen sah, dem Beispiele ihres Mannes zu folgen. Verstimmt über die Zurücksetzung, zu bequem, um mit lebhafter Neigung neue Bekanntschaften zu suchen — allmählig war sie gealtert, und wenn auch immer noch eine schöne Frau, hatte sie doch zu viel Embonpoint gewonnen — entschloß sie sich, freilich etwas spät, sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen.

Die Knaben waren unterdessen aus der Pension in die Junkerschule übergegangen, hatten, wenn es die Censuren erlaubten, sonntäglich das Elternhaus besucht, wo sie regelmäßig Gesellschaft fanden und ignorirt wurden; in den Ferien hatte sich auch niemand um sie bekümmert. So waren sie herangewachsen, und ihre Charactere hatten sich entwickelt, ohne Pflege, ohne Zucht. Der Aeltere war nahe daran, in ein Regiment zu treten, und schien der Mutterhand entwachsen; aber am Jüngeren konnte sie noch modeln, konnte ihn an sich ketten, ihn hätscheln und zu ihrem Kinde machen. Natürlich brachte die arme, unerfahrene Frau nur Unheil in die weitere Entwickelung ihres Jüngsten. Sie wußte ja nicht, was Erziehung heißt; sie war zu oberflächlich, um den Character ihres Sohnes zu ergründen und sie kannte das Leben, in das er eintrat, nicht. Mit Liebe wollte sie auf ihn wirken, und dabei ward sie sich plötzlich bewußt, daß sie eigentlich noch nie geliebt habe. Die Jugendneigung zu ihrem Manne war bald verrauscht gewesen; sie hatte sich mehr lieben lassen, als daß sie selbst geliebt hätte; und mit der schwindenden Leidenschaft ihres Mannes schwand auch diese Art passiver Liebe. Andere, ernsthafte Neigungen hatten in dem flüchtigen, glatten Leben nicht auftauchen können. So schien es

ihr, als habe Gott ihr volles Herz für den Sohn aufbewahrt. Die mütterliche Zärtlichkeit schwelgte in dem Anblicke des schönen Knaben, — um ihn um so gründlicher zu verderben. Monsieur Jacques nahm die Liebe so gleichgültig auf, wie früher die Gleichgültigkeit. Es machte ihm nicht einmal Vergnügen, daß er mehr Taschengeld bekam, denn es rollte ebenso schnell durch die Finger, und dauerte nicht länger als das wenigere. Daß er mehr gehätschelt wurde, erklärte er sich dadurch, daß er hübscher sei, und ward noch mehr eitel, als er es schon war. Uebrigens ward ihm jene Hätschelei bald unbequem; er zog bald Intriguen mit den Kammerjungfern der Mutter vor. Feodore Petrowne begriff nicht recht, warum ihre mütterliche Liebe so wenig Erfolg fand; sie klagte sich selbst der langen Vernachlässigung ihrer Kinder an, und glaubte ihre Sorgfalt jetzt verdoppeln zu müssen. Umsonst. Der jüngere Sohn wie der ältere entwuchs ihr, trat in das Leben ein, und die Mutter blieb allein. Immer einsamer ward es um sie herum. Der General hatte noch einige Versuche gemacht, wieder Dienst zu finden. Aber die leidenschaftliche Heftigkeit, die sich früher in seinem thätigen Leben verborgen hatte, jetzt in scharfen, schneidenden Worten sich Luft machte, hatte ihm zu viel Feinde zugezogen, als daß seine Ver-

suche Erfolg haben konnten. Jetzt beschränkte er sich auf die Gesellschaft von einigen Schicksalsgenossen, lauter älteren Männern, deren politische Kannegießereien im Hause Lärm machten, aber der Frau vollkommen fremd blieben. Bald begann Jakob Nikolajewitsch Schulden zu machen, und der bis dahin mühsam erhaltene häusliche Frieden ward gestört. Die Schulden wurden bezahlt; doch mußten die immer erneuten Ansprüche des verwöhnten Kindes am Vermögen der Eltern zehren, das übrigens der Vater nicht zu verwalten verstand, noch die Mutter haushälterisch schützte. Eine Erbschaft aus Deutschland füllte für einige Zeit die entstandenen Lücken aus; nicht lange darauf jedoch begann Jakob Nikolajewitsch ein Verhältniß mit der Esther, einer der berühmtesten und kostspieligsten unter den Französinnen, die in Petersburg einen ephemeren Glanz haben — um nachher in Paris ein elendes Ende zu nehmen. Es meldeten sich Gläubiger auf Gläubiger, die der Sohn gleichgültig an die Eltern gewiesen hatte. Um die Schulden zu bezahlen, mußte ein Theil der Bauern verkauft werden, und Feodore Petrowne bestand darauf, daß des Sohnes Credit gerettet würde. Von dieser Zeit an wollte die Generalin durch Wirthschaftlichkeit ersetzen, was verschwendet worden war; aber auch hier vergriff sie sich, aus

Mangel an Erfahrung, in den Mitteln. Sie ward bis zum Geize sparsam überall, wo es sich nicht um Erhaltung des äußeren Scheines handelte. Sie zog sich von allen Vergnügungen zurück, besuchte keine Gesellschaft mehr, kleidete sich, immer im Hause bleibend, in die schmutzigsten, abgetragensten Kleider, — und das alles, damit Jakob Nikolajewitsch sein gewohntes Leben fortsetzen könne. Mit Ausnahme des Sonntags, wo der General seine Freunde bewirthete, war nie Besuch im Hause zu sehen. Der General ließ sich das gefallen. Er war von jeher für seine Person bedürfnißlos gewesen; er frug nicht danach, ob er besseren oder schlechteren Wein trank; ihn kümmerte es nicht, daß es eine schlechte Wirthschaft sei, auf der einen Seite mit vollen Händen wegzuwerfen, um auf der anderen kopekenweise zusammenzukratzen. Jakob Nikolajewitsch war auch gleichgültig dagegen, daß die Eltern darbten, damit er verschwenden könne; er achtete nicht darauf, wie sein Vater zu Fuße ging, während er in glänzenden Equipagen fuhr; wie seine Mutter melancholisch durch die Fenster sah, während er im wildesten Treiben sich vergnügte.

Noch einmal führte die Heirath des älteren Sohnes die Eltern in die Gesellschaft zurück — aber sie waren ihr entfremdet und traten schnell wieder

in den Schatten. Es war die letzte Erinnerung weltlichen Glanzes, die die Mutter davontrug. Auch zehrte sie daran, und gefiel sich, auszurechnen, wie sie alles mit möglichster Sparsamkeit eingerichtet, und doch alles anständig und vornehm gewesen sei. Der Vater hatte mehr Gewinn von der Heirath. Wenn man ihn auch immer geachtet hatte, wenn er durch seine Empfehlung auch immer noch manchem genützt hatte, weil man seine rücksichtslose Zunge fürchtete, weil man seine Loyalität nicht verkannte, so ward er jetzt wieder Autorität. Das tröstete ihn, und zog ihn etwas heraus aus seinen beschränkten Verbindungen. Er traf bei seinem Sohne Gesellschaft, und brachte dort halbe Tage zu. Die Mutter hingegen blieb in ihrer Einsamkeit, um so mehr, da sie die Schwiegertochter verkannte.

In die Monotonie ihres Lebens brachte nur der Landaufenthalt Veränderung. Hier konnte sie anders schalten und walten. Hier lebte sie billig, und selbst mit geringem Aufwande ward es ihr möglich zu imponiren. Hier war sie im weiten Umkreise die Erste, und sie spielte wieder eine Rolle, wie in ihrer Jugendzeit. Und dann hatte sie hier ihr Söhnchen unter den Flügeln, sie wußte wenigstens, wo er war, was er trieb — das war ja in der Stadt ihre größeste Sorge, daß Jakob Nikolajewitsch

sie nicht einmal durch seine Erzählungen theilnehmen ließ an seinem Weltleben. Auch deswegen wich sie auf dem Landleben von der gewohnten Sparsamkeit ab, zog Gäste ins Haus, gab Feste — damit das verwöhnte Kind, der städtischen Vergnügungen entbehrend, doch in etwas entschädigt werde.

Die erste Begegnung der neu Angekommenen pflegte in der Kirche stattzufinden. Zarecke besaß, wie schon erwähnt, eine schöne steinerne Kirche, deren Ausschmückung in den letzten Jahren das lebendigste Interesse von Nikolay Alexandrowitsch gewesen war. Er hatte Verwandte und Bekannte dabei in Anspruch genommen, und einzig mit einem gewissen Stolze die um Zarecke wohnenden und dort eingepfarrten Gutsbesitzer zurückgewiesen von der Theilnahme an dem Ausputze der Kirche, damit ihnen nicht etwa dadurch eine Art von Mitpatronat erwüchse. Nikolay Alexandrowitsch verfehlte denn auch nie, dem Gottesdienste beizuwohnen, seinen Ehrenplatz dicht am Ikonostas, links von der Eingangspforte zum Altar, einzunehmen, und als Patron den Gottesdienst gewissermaßen zu leiten. Dabei war er nicht gerade zu andächtig, sondern seine Gedanken schweiften herum, um irgend etwas zu Verbesserndes und Auszuschmückendes aufzufinden.

Wenigstens wenn er nach Hause zurückkehrte, mit Feodoren Petrownen an seiner Seite, (denn obgleich Protestantin, pflegte auch sie ihren Platz in der Kirche einzunehmen) so kam regelmäßig irgend eine Bemerkung der Art:

„Das nächste Mal, wenn Geld ist, muß man eine neue Ampel für den heiligen Sergeï kaufen. Der Onkel meiner Großmutter hieß Sergeï Makarewitsch, — Gott gebe ihm Ruhe im himmlischen Reiche — ich habe ihn nicht gekannt, aber eine Lampe muß ihm gestiftet werden."

Oder: „Du hast gesehen, daß der Rahmen des heiligen Matpheï ganz zerbraucht ist; man muß ihn erneuen. Das erste Mal, wenn ich wieder mit Matpheï Gregorewitsch zusammentreffe, werde ich ihm sagen, er solle an seinen Schutzpatron denken."

Dann antwortete wohl Feodore Petrowne, die aus der Kirche mit eben so ernsten Gedanken kam: „Du hast nichts als deine Verschönerungspläne im Kopfe. Ich dächte, hättest nun genug verschwendet für eine Dorfkirche."

„Und du denkst an nichts, als deinen Jacques!" braus'te darauf der General hinterdrein, und schwieg beharrlich bis nach Hause, indem er im Geiste schon die neu angebrachte Verbesserung sah, gegen die,

das wußte er wohl, seine Frau schon um nicht intolerant zu erscheinen, nichts zu thun wagte.

Nikolay Alexandrowitsch war wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen keineswegs ohne religiöse Aufklärung. Er hielt nicht sehr viel von den Heiligen, und es kam vor, daß er manche Gebräuche seiner Kirche scharf kritisirte, die Uebelstände des ungeistlichen Wandels, der geringen Bildung der Geistlichkeit streng rügte, und irgend welche religiöse Erziehung für das Volk als wünschenswerth hielt. Aber wie beim Bauern war die mechanische Beobachtung der Kirchenvorschriften ihm in der Jugend überliefert worden. Er hatte von Amme und Wärterin das Kreuz schlagen, das Niederknieen, das Verbeugen vor dem Heiligenbilde, das Küssen des Crucifixes und der Bibel gelernt. Nie nahm er am Morgen den ersten Bissen zu sich, ohne sich zu segnen, segnete sich nach Tische regelmäßig vor dem Heiligenbilde in der Ecke des Salons, küßte vor dem Schlafengehen seinen Schutzpatron, und wenn er nicht bei Laune war, so durfte man es nicht wagen, auch nur die leiseste Bemerkung über die orthodoxe Kirche und ihre Diener zu machen. Seine Frau hatte wenig Religion. Sie bildete sich zuweilen etwas darauf ein, daß sie civilisirt genug sei, um keinen Unterschied zwischen der griechischen und

protestantischen Kirche zu machen. „Gott sei überall," pflegte sie zu räsonniren, „man könne zu ihm beten aller Orten. Der Priester besitze nicht die Wahrheit, sondern das Evangelium besitze sie. Und was ein protestantischer Geistlicher auf der Kanzel sage, sei doch nicht so viel werth, als was in der Bibel stände!" — Sie hatte keine Ahnung, daß diese Toleranz nur aus der mangelhaften religiösen Bildung hervorging, nur auftauchen konnte, weil sie die Grundlehren keiner Kirche kannte, weder der väterlichen, noch der fremden. Aber das Ehepaar kam wenigstens nie in Streit wegen religiöser Ansichten, und wenn einmal Feodore Petrowne äußerte, daß sie im Falle der Abwesenheit eines evangelischen Priesters an ihrem Sterbebette, von einem russischen Popen sich das Abendmahl reichen lassen würde, so küßte Nikolay Alexandrowitsch seine Frau zärtlich für diese Anerkennung seiner „Mutter Kirche." —

Am Sonntage nach der Ankunft der Generalin war die Kirche wie gewöhnlich gedrängt voll. Es war ein schöner, warmer Tag; die Birken zeigten die ersten grünen Blätterchen; blaue Leberblümchen, die Veilchen des Nordens, gemischt mit gelben Butterblumen, waren in den Händen aller geputzten Bäuerinnen. Ein Sonntag auf dem Lande ist doch allein nur Sonntag! In Petersburg ist's gar nicht

auszuhalten an Sonn- und Festtagen. Man schläft vielleicht länger als gewöhnlich, denn das Büreau ruft nicht. Dann aber wecken die Kirchenglocken, und das Gesumme von fern und nah klingt so gar nicht feierlich, es dringt nicht in die Lüfte, — kommt nicht von oben herab, denn die niedrig hängenden Glocken werden geschlagen und nicht geschwungen. — Wie ein dunkles, angstvolles Stöhnen lagert es über der Stadt, Schallwelle stößt an Schallwelle, bricht sich, verschlingt sich zu einem klagenden Rufe. Nun noch in der Nähe einer Kirche — und fast immer wohnt man einer Kirche nahe. Da dröhnen die Fensterscheiben bei jedem Schlage und das Haus erzittert unter dem herandringenden Schalle. Jetzt eilen die Menschen zur Kirche; aber hastig, unruhig, als müßten sie die Zeit zum Gottesdienste stehlen. Keiner kommt zur rechten Zeit, keiner wohnt dem ganzen Gottesdienste bei. Die Messe hat begonnen, und immer noch kommen Nachzügliuge, während andere schon das Gotteshaus verlassen. Die Gemeinde am Schlusse ist nie die Gemeinde des Anfangs. Nach der Kirche zieht man in langweilige Besuche, und ist glücklich, wenn man mit Abgeben von Visitenkarten wegkömmt; wandert die Straßen auf und ab, setzt sich endlich wieder zu Hause hin, um zu schlafen. Wie auch die Zeit töd-

ten bis zu Tische! — Die Morgenconcerte sind nur für die Reichsten; sie sind ja zu theuer — das Billet kostet drei Rubel Silber! — Die Vorlesungen von irgend welchem Franzosen über englische Literatur, oder von irgend welchem Engländer über französische Literatur, sind nur für die, welche sich einbilden etwas von der Sache zu verstehen; viele verstehen aber wirklich etwas davon, und die Mehrzahl ist viel zu bescheiden, um etwas davon verstehen zu wollen. Aber für uns Arme! — nicht einmal die Schaufenster der Buden sind offen, damit man mit Muße Neuigkeiten aus allen Welttheilen analysiren kann. — So schleicht die Zeit träg hin bis Mittag. Glücklich, wer nach Tische mit einer Familie sich in Gesellschaft langweilen kann. Ihm vergeht der Abend unter Pianofortespiel, Politisiren und Recensiren, Vorbereitung zum Thee, Theeconversation und — ach endlich ist die Nacht da! — Die Heimathlosen, die Familienlosen verirren sich dagegen in ein Theater, wo gerade die schlechtesten Stücke gegeben werden; sie fallen in ein Café restaurant und suchen zum zehnten Male die schwarz überstrichenen Zeitungsfragmente zu ergründen, oder einen Rebus zu errathen, sehen einer Billardpartie zu, oder spielen gar selbst, erspielen sich Hunger, um zu soupiren, — und nach Hause zu gehen.

Noch die letzten Eindrücke des Tages, — wie unfeierlich! Der Iswoschtschik ist besetzt, oder benebelt; man muß die weiten Entfernungen zu Fuße machen. Auf den leerergewordenen Straßen begegnet man nur hier und da heimwankenden Muschiks, Lärm schallt aus halbverschlossenen Kabaken, Patrouillen führen Arrestanten fort, die auf der Wache den Sonntagsrausch ausschlafen sollen, und andern Tages mit einer Prügelstrafe die Woche beginnen müssen — und zu Hause, der Diener, er hat auch sein Räuschchen, berichtet gemachte Bestellungen falsch, hat das Zimmer nicht ordentlich zurecht gemacht, von den Cigarren geraucht, die unverschlossen liegen geblieben waren — und wird im Uebermuthe der Trunkenheit noch grob! — Facit — Sonntage sind in Petersburg Tage der Langeweile und der Trunkenheit. Der Fremde, der nach ihnen Stadt und Volk beurtheilt, glaubt, daß letzteres kein anderes Vergnügen kenne, hält deshalb den Russen für dem Schnaps ergeben und wendet sich mit Ekel von der rohen Nation.

Wie ist's dagegen auf dem Lande schön am Sonntage! Behaglich steht der Bauer auf — heut' ist nicht Frohndienst, noch wird heute der eigene Acker bestellt. Heute feiert Alles. Nur das Pferdchen muß ein wenig arbeiten, wird vor die Telege

gespannt, und soll gemächlich Mutter und Kind zur Kirche fahren. Die Frau hat ein weißes Hemd mit schön gesticktem, breitem rothen Saume angezogen; ein bunter Kattun-Rock, — unten mit Seidenband besetzt, von Achselbändern getragen, über den Brüsten festgebunden, unter den Brüsten durch eine Schürze abgegrenzt, — ist zwar nicht sehr kleidsam, aber die Härten der Taille gleicht die rothseidene Jacke aus, die halb offen stehend, die Gestalt harmonischer rundet. Um den Hals sind bunte Glasperlen, wohl gar Bernsteinperlen gereiht, und den Kopf bedeckt ein großes, feinwollenes oder seidenes Tuch in lebhaften Farben. Der Vater blickt stolz auf sein Weib; er hat sich heute auch geschmückt, die Leinwandhosen stecken in großen, getheerten Stiefeln, das rothe Hemd, das über die Hosen hängt, ist mit einem seidenen Gürtel festgebunden, der blaue Kaftan ist hervorgeholt, und der kleine runde Hut, mit Pfauenfedern geschmückt, sitzt keck, wie einst dem jungen Burschen auf dem Kopfe. So trottet das Pferdchen hin, und von allen Seiten nahen der Kirche Wägen. Eine Kutsche mit einem Gutsbesitzer und seiner Familie rollt vorbei; vorsichtig lenkt die Telege auf das Feld neben dem Wege, der zu schmal ist, um die Kutsche vorbeizulassen; der Bauer hält an, nimmt ehrerbietig den Hut ab,

und lenkt erst wieder zurück auf den Weg, wenn der Gutsherr weit weg ist. Ein Dreigespann jagt vorüber — hier galt es Eile, auszuweichen — ein junger Kerl leitet es stehend, andere liegen auf der Telege; mit einem Gejauchze fahren sie dahin, sie wollen die Ersten sein, um die Mädels bequem zu mustern. Dort zieht ein greiser Bettler langsam seines Weges; er kömmt zur rechten Zeit, denn die Almosen werden erst beim Ausgange aus der Kirche vertheilt. Die Glocken tönen allmählig herüber, feierlich und in gemessenen Zwischenräumen durchtönen sie die Luft, der Wald hallt ihre Klänge im leisen Echo wieder, als lade die Natur mit ein zur Andacht. Das Pferdchen wird angetrieben — da liegt die Kirche vor den Fahrenden. Ehrfurchtsvoll bekreuzen sie sich; die kleinen Pferde werden angebunden an den Zäunen, die den Platz rings um den Gottesacker abgrenzen, wo ein kleiner improvisirter Markt mit Kuchen und getrockneten Früchten auf Telegen gehalten wird. Jetzt geht es auf den Kirchhof, und nach neuem Kreuzschlagen vor der Kirchthüre werden die Gräber der Verwandten besucht. Man gedenkt der Todten, spricht andächtig ein Gebet für ihre ewige Ruhe — und tritt in die Kirche, die bald so voll ist, daß bis weit hinaus die später Kommenden stehen müssen. Der Gottes-

dienst beginnt. Da ist Feier, da ist Andacht! Die Männer rechts, die Frauen links, voran die Damen und Herren, bis dicht an den Ikonostas — alle folgen mit Aufmerksamkeit dem Gesange, den Gebeten und Handlungen des Popen, den Vorlesungen der Bibelstellen, um ja nicht zu versäumen, sich tief verbeugend zu bekreuzen. Die Messe hebt an; der Priester tritt hinter den Ikonostas an den Altar, und weiht unsichtbar der Gemeinde das Brod und den Wein. Von Zeit zu Zeit ertönt seine Stimme laut und feierlich durch den Gesang draußen. Es sind freilich nicht die melodischen Chöre der Hauptstadt, wo prachtvoll gekleidete Sänger oft künstlerische Leistungen bieten. Auf dem Dorfe ist es der Diatschok, der Ponomas und zwei bis drei nicht immer reine Stimmen, die den Gesang ausführen. Manchmal, wenn recht grelle Dissonanzen erschallen, wirft unser alter Nikolay Alexandrowitsch böse Blicke hinüber nach den Sängern, und murmelt einige harte Worte. Aber die Bauern sind an die Stimmen gewöhnt, und hie und da singt wohl gar einer leise mit. — Das Abendmahl ist geweiht; die Thüren vor dem Altare öffnen sich, und auf dem Haupte wird Kelch und Patena herausgetragen. Mütter mit Kindern auf dem Arme drängen sich heran, um ihre Säuglinge von dem Heilig-

thume genießen zu lassen; ehrerbietig treten alle zurück, um denen Platz zu machen, die des geweihten Genusses gewürdigt werden. Nach der Messe wird dann und wann eine Predigt vorgelesen, wozu ein Pult vor den Ikonostas gestellt wird; oder der Geistliche theilt ein kaiserliches Manifest mit, oder — das ist ja auch feierlich — er verliest die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, wo Söhne und Brüder dulden und streiten. Dann ertönt das Schlußgebet, und die Menge wird mit Segen entlassen. Kein Geflüster, kein Geräusch hat die feierliche Handlung unterbrochen; und mit derselben Würde verläßt man die Kirche, schlägt noch einmal sein Kreuz vor der Thüre, und geht gemessen und ernst durch die Reihen der Bettler draußen, die mit tausend Segenswünschen die kleinen Gaben vergelten.

Jetzt aber ist der sonnige Tag vor uns; jetzt beginnt Heiterkeit und Lust! Mit Jubel geht es heimwärts, um das Mittagsmahl, das heute wohl in Fleisch besteht, zu genießen; dann behaglich ein Stündchen der Ruhe zu pflegen, und Nachmittags auf dem freien Platze des Dorfes sich zu versammeln. Da kommen die Mädchen hin, und singen auf- und abwandelnd Wechselgesänge mit langgezogenen Endstrophen; hier treten sie um eine Gruppe junger Bursche, eine Ziehharmonika spielt eine Tanz-

melodie, und ein kecker Tänzer hüpft und springt kosakisch in der Mitte; Reigen werden getanzt; Paarweise führen Mädchen Wetttänze auf, sich selbst mit Liedern begleitend; die Schaukeln werden geschwungen. — Die Alten sitzen indessen auf langen Balken, Pfeifchen schmauchend, erzählen sich von vergangenen Zeiten und von der Noth der Gegenwart, wie der Franzus einst im Lande gewesen und jämmerlich umgekommen ist, und wie es ihm jetzt ebenso gehen werde, selbst wenn der ver—e Anglitschan mit ihm hielte; wie nächstens wieder Rekruten ausgehoben werden sollten, und wen sie wohl diesmal geben würden, der es verdient hätte, aus dem Dorfe zu kommen. So rückt der Abend heran; die Schatten werden länger, die Sonne verschwindet hinter den Waldungen, Kühlung weht herüber von den Wiesen, Nebel lagern sich in feuchten Niederungen und ziehen mählig herauf über die Felder. Singend wandern die Mädchen heim, begleitet von den Burschen, und neckende Lieder sind ihre Abschiedsgrüße. Ernst und ruhig kehren die Alten in ihre Wohnung zurück — und bald lagert Schweigen über dem Dörfchen. Vielleicht, daß spät Abends noch einer heimkehrt, lärmend und schreiend; er war in einem Nachbardorfe gewesen und hat sich betrunken; es ist der Lüderlich der Gemeinde, und alle

meiden ihn. Bei seinem Gelärme öffnet sich hie und da ein Fenster. „Nu ja, der Wasske ist's! Den leid't 's einmal nicht hier. Der muß fort das nächste Mal, wenn sie Rekruten verlangen." Und das Fenster schließt sich — der Bauer sucht sein Lager — denn morgen gilt es früh heraus zu neuen Plagen.

II.

Nikolay Alexandrowitsch hatte nach dem Gottesdienste die schon eingetroffenen Nachbarn bewillkommnet und eingeladen, bei ihm einzutreten. Die Generalin, in der Voraussetzung, daß Besuch kommen würde, hatte ein Frühstück vorbereitet. Sie empfing die Gäste mit Freuden, denn es schmeichelte ihr, daß sie den ersten Besuch erhielt. Es waren ein verwittweter Oberst mit zwei erwachsenen Töchtern, ein pensionirter Collegienrath mit seiner Frau, und die zahlreiche Familie eines Gutsbesitzers, die den Winter in der Stadt zuzubringen pflegte. Nach den ersten Begrüßungen erzählte man sich, wie man den Winter verlebt — denn in der Stadt sah man sich nie —; dann ging es an's Berichten, was man für Veränderungen auf dem Lande vor-

gefunden, welche Neuerungen man unternehmen wollte, wie die Ernte stände, wie das Vieh überwintert, wie viel Bauern gestorben und wie viel Kinder hinzugekommen seien. Nach dem Frühstück führte Jakob Nikolajewitsch die jungen Damen in den Garten, während die Generalin mit den älteren Damen im Kabinete plauderte, und die Herren im Salon auf und abwandelnd politisirten.

„Wissen Sie nicht, Feodore Petrowne," frug die Frau Collegienräthin, „wird die Rifolkort mit ihren Söhnen und der großäugigen Tochter kommen?"

„Man sagt, sie machen drüben schon Alles zurecht, Avdottia Stepanowne. Wo sollen sie sonst den Sommer zubringen!"

„Ach theure Feodore Petrowne, ich habe viel hören müssen über das Mädchen. Eine Actrice hätte sie werden müssen mit ihren frechen Blicken und der dicken Stimme! Zu uns kommt ein Officier, ein wohlgeborner Mann, der hat sie besuchen müssen, weil ja die Brüder alle einladen, die heirathen können. Aber der hat es nicht aushalten mögen. Hat das Mädchen da gesungen und sich gebehrdet, gerade wie eine Zigeunerin."

„Nun, liebe Avdottia Stepanowne, wie sollte

das auch anders sein. Ist doch die Mama auch solche gewesen!"

„Ja, was ich Sie fragen wollte, noch niemals habe ich gehört, was die Mutter für eine Geborne ist. Sie thut doch erschrecklich vornehm."

„Die!" lachte die Generalin. „Das muß man sagen, sie hat Grund genug dazu. Ihr Vater war der Fürst K., aber ihre Mutter, die Wäscherin im Hause des Fürsten war, hat ihr allein den Namen gegeben. Sie hat noch einen Bruder, der wieder anders heißt, weil seine Mutter die Frau des Kutschers war. Nun, der Fürst hat beide Kinder — Gott weiß, ob er ihr Vater gewesen ist — gut erziehen lassen, das muß man sagen, und als er starb, hinterließ er ihnen ein hübsches Vermögen. Damit fand die Tochter ihren Mann, der nicht viel werth gewesen sein soll."

„Und der Sohn, was ist aus dem geworden?"

„Um Gotteswillen, wißt Ihr denn das nicht, das ist der Graf P."

„Was sagen Sie, Feodore Petrowne! Derselbe, der Minister ist?"

„Versteht sich, Avdottia Stepanowne! Er will aber nichts von seiner Halbschwester wissen, weil sie es doch zu toll gemacht haben soll. Und das muß man sagen" — die Frau Generalin beugte sich

herunter, die Damen steckten die Köpfe zusammen und nahmen mit strahlendem Gesichte die Neuigkeit auf.

„Mit einem Kosakenofficier!" rief die Frau des Gutsbesitzers laut.

„Ja, Lubow Wassiljewne! Aber sprechen Sie nicht so laut. Die Männer werden aufmerksam. Sehen Sie," fuhr die Generalin flüsternd fort, „ich weiß es für gewiß; damals besuchte ich noch viel die Gesellschaft und alle Welt erzählte es. Man wollte die Frau gar nicht mehr sehen, und der Graf soll ihr geradezu verboten haben, zu sagen, wie sie es wohl manchmal thut, daß sie seine Schwester sei."

„Ja, jetzt begreife ich," meinte die Frau Collegienräthin, die lebhaft erröthet war bei der interessanten Nachricht; „jetzt begreife ich, daß die Tochter auch der Art ist. Da wird nichts helfen, sie muß einen Alten heirathen, der blind ist, sonst wird's keiner mit ihr wagen."

„Ei, wer weiß!" sagte Lubow Wassiljewne leise, „ob sie nicht schon einen gefunden hat, der dumm genug ist, sich die Last aufzubürden." Sie winkte mit den Augen nach dem Obersten hinüber, der im andern Zimmer nicht weit von der Thüre saß.

„Was denken Sie, Lubow! Hat ja zwei erwachsene Töchter!"

„Das kümmert ihn nicht," flüsterte Lubow. „Er glaubt, daß er sie lange genug auf dem Halse gehabt hat, und hält sich für jung genug, um noch einmal zu heirathen. Voriges Jahr, wie oft ist er da hinübergefahren, und im Winter hat er sie auch besucht, und ist, wie ich gehört habe, immer ganz Bewunderung gewesen, wenn sie sang und declamirte."

„Darum also hätte er voriges Jahr das Haus ausbauen und erweitern lassen!" sagte die Generalin. „Und darum will er am Ende den Park vergrößern und ein Gewächshaus anlegen!"

„Sie werden sehen, Feodore Petrowne, er giebt den Kindern eine Stiefmutter."

„Nein, das soll schon nicht sein," meinte die Generalin bestimmt. „Ich habe ihre Mutter wenig gekannt; aber sie war eine gute Frau, und wir wollen nicht zugeben, daß ihnen das Unglück widerfährt, solch' eine Dirne Mutter nennen zu müssen. Und gleich wollen wir den Anfang machen."

„Oberst, Arkadyi Feodorowitsch!" rief sie laut dem Nachbar zu; „kommen Sie ein wenig zu uns. Sie rauchen ja nicht, und sind ein Damencavalier."

Der Oberst hatte sichtbar zerstreut an dem Gespräche der Herren theilgenommen. Er hatte gehört, von wem die Damen redeten, und wenn er auch vom Ende ihres leise geführten Gespräches nichts verstanden hatte, so war doch seine Aufmerksamkeit bei den Damen. Er folgte der Aufforderung langsam, mit verschämt lächelnder Miene, als fühle er, es sei eine Art Vehme, vor die er citirt werde, und er zum bösen Spiele gute Miene machen müsse.

„Das muß man sagen," hob die Generalin mit ihrer Lieblingsphrase wieder an. „Sie haben auch keine Ruhe im Bauen, gerade wie mein Mann. Ich fürchte, Sie haben ihm da mit ihrem Gewächshause eine neue Idee gegeben, die ihm jetzt im Kopfe herumgehen wird."

„O, Feodore Petrowne," antwortete der Oberst, der ein ganz anderes Thema erwartet hatte; „das ist eine Kleinigkeit und kostet wenig. Holz haben wir, die Maurerarbeit ist unbedeutend, einer meiner Bauern tischlert gut und macht die Fenster, — und Glas — nun beim Bau vorigen Jahres ist eine Menge abgefallen, das giebt schon den Anfang. Was noch außerdem gekauft werden muß, ist nicht zu viel."

„Ja, Arkadyi Feodorewitsch! aber die Pflanzen," meinte die Collegienräthin. „Es giebt in der

ganzen Gegend kein Gewächshaus, wo man welche kaufen könnte; sie von Petersburg kommen zu lassen, ist kostspielig — und überdies der Gärtner!"

„Für den ist schon gesorgt," erwiderte der Oberst. „Schon im vorigen Jahre habe ich einen meiner Leute im Gewächshause der Madame Rikolkort arbeiten lassen; der Bursche ist anstellig, noch einen Sommer Lehrzeit und er kann meinem Gewächshause vorstehen, das ja vor dem Herbste nicht fertig wird."

„Da fällt mir ein, Arkadyi Feodorewitsch," unterbrach Lubow Wassiljewne, die durchaus auf den wichtigen Gegenstand kommen wollte, „die Rikolkort will ja ihr Gewächshaus aufgeben; vielleicht können Sie da die Pflanzen billig ankaufen."

„Ihr Gewächshaus aufgeben!" antwortete der Oberst wie fragend. Er rieb sich die Nasenwinkel mit dem Daumen und dem dritten Finger der linken Hand, und als die Damen ihn forschend ansahen, schlug er die Augen nieder, die Finger glitten über den Schnurrbart, die Hand sank herab, er legte sie auf den Rücken und faltete sie dort verkehrt mit der rechten. Er fühlte plötzlich, daß die Damen ihm eine Falle gestellt hatten. Ohne weitere Verabredung hatten sie ihn auf den Punkt hingeleitet, wo er am empfindlichsten verletzbar war —

auf seinen Geiz. Man brauchte nur die Töchter anzusehen, um die Schwäche des Vaters zu erkennen. Der Oberst hatte von Hause kein Vermögen gehabt, seine Frau war auch nicht reich gewesen. Sparsam hatte er gelebt, bis er das Commando einer Batterie erhielt. Da ging es gut, aber vorsichtig fing er an zu sammeln. Seine Frau starb, und er stand dem Hausstande allein vor; sogar dann noch, als seine Töchter herangewachsen waren. Als ihm nach einigen Jahren die Batterie abgenommen wurde, war er ein vermögender Mann, und hielt es für besser, den Abschied zu nehmen, als Jahre lang von neuem auf eine vortheilhafte Stelle zu warten. Er kaufte einen Theil der Bauern, die Nikolay Alexandrowitsch verkaufen mußte, und war ein strenger, ruhig schaffender Wirth geworden. Die Liebe, die in dem alternden Herzen aufflammte, hatte ihn zu größeren Ausgaben verleitet, als er sich sonst gestattete. Er hatte sein Gut verschönert, hatte seine Toilette modernisirt, und während seine Töchter sich mühten, den Geiz des Vaters in ihren bescheidenen Anzügen nicht allzusehr durchscheinen zu lassen, erschien er fast als Elegant. Im Stillen tröstete er sich jedoch damit, daß die Heirath mit der jungen Nikolkort gleichzeitig eine gute Speculation sei, — denn allgemein galt die Mutter für

reich. Die gewandt vorbereitete Mittheilung der Damen war daher ein Schlag in sein Gesicht.

„Aufgeben!" wiederholte er verlegen lächelnd, als die Damen schweigend seine Antwort abwarteten. „Warum sollte sie das thun! 's ist ja kein Grund vorhanden, sich einzuschränken. Ja, wenn" —

„Was, kein Grund!" unterbrach ihn die Generalin. „Das muß man sagen, Arkadyi Feodorowitsch, Sie wollen blind sein, um den Untergang der Leute nicht zu sehen. Ein Mann, wie Sie, der in der Garde gedient hat" — der Oberst rieb sich die Hände auf dem Rücken — „der muß doch wissen, was das Leben kostet. Da ist ihr ältester Sohn; er diente in den Husaren; warum ist er nach dem Kaukasus gegangen, wo er ein Kosakenmädchen geheirathet haben soll? Die Mutter wollte seine Schulden nicht zahlen, weil sie nicht konnte. Dann ist der zweite, der hat eine Stelle im Magistrate in Petersburg — was für eine! — nun Zeit findet er, um den ganzen Sommer auf dem Lande zu leben und im Winter mit Mutter und Schwester überall herumzulaufen; aber wer kann von so einer Stelle leben, ohne zu stehlen, und das thut er doch nicht, weil er nie im Dienste ist. Und der dritte, du lieber Gott! ein Fähndrich in der Artillerie; der will doch auch leben und großthun,

aber womit, als mit dem Gelde der Alten. Die Tochter, was braucht die! Die Kleider, die Shawls, die Hüte, die Logen im Theater, im Ballet, in der Oper, die Billete in Concerts — was kostet das Alles! Aber am Ende — und das muß man sagen, und das ist die Hauptsache — der Hausaufwand, der verschlingt das Meiste. Sie hat ein Haus in Petersburg, und das muß man sagen, es liegt schön und könnte etwas einbringen. Aber hat sie nicht die beste Wohnung für sich behalten, um Gesellschaften geben zu können. Sie hat zweihundert Bauern, hier im Novgorodschen, und schönen Wald und gutes Land. Aber was können die Leute bei schlechter Wirthschaft leisten! Sie müssen Wege um das Herrenhaus herum bauen, damit die Herrschaften bequemer fahren können; Gräben müssen sie machen, damit der Park trocken ist, den Wald putzen sie aus, damit man spazieren reiten kann. Ewig Jagden, Feuerwerke, Bälle — alles für das Vergnügen der Gäste, nichts zum Nutzen der Bauern und der Herrschaft. Auf den Feldern ist alles schlecht bestellt, in den Dörfern sieht man nur Noth und Elend! Das muß zuletzt ein Ende nehmen, und wenn sie jetzt das Gewächshaus aufgeben will, — ja, ja, aufgeben! ich habe es gestern auch ge=

hört vom Gärtner — so kommt das davon, daß bei irgend einem Dinge der Anfang zu Ersparungen gemacht werden muß."

Die Damen hatten den Eindruck dieser Worte auf dem Gesichte des Obersten studirt, und an dem Ernste, der allmählig den aufmerksamen Hörer überschlich, erkannt, daß der Zweck der langen Tirade nicht verfehlt sei. Der Oberst erwachte wie aus einem Traume, als die Generalin schwieg. Er seufzte tief auf. Das Gespräch mußte ihn um so schmerzlicher berühren, je mehr er erkannte, daß sein, wie er glaubte wohl verwahrtes Geheimniß verrathen sei. Es klang wie ein leiser Vorwurf, als er der Generalin antwortete:

„Feodore Petrowne, das kann Alles wahr sein, und warum sollte es nicht, da Sie nicht Böses über die Leute zu reden pflegen."

Die Generalin erröthete unwillkürlich, denn sie fühlte, es spreche der Neid in ihr wider Madame Rifolfort, der einzigen Person der Umgegend, die es ihr zuweilen an Ehrerbietung fehlen ließ und an Gastlichkeit zuvorthat.

„Aber," fuhr der Oberst fort, „wenn sie sich einschränken müssen, — und ich will es glauben, — so hörte doch das auf, wenn die Tochter einmal verheirathet sein wird, und man mit Gesellschaften

und Festlichkeiten die Freier nicht mehr anzulocken braucht. Nehmen Sie an, sie fände einen Mann, nicht mehr ganz jung, aber einen guten Wirth, der Land und Leute zu verwalten versteht, der sie zur Sparsamkeit gewöhnt, der Mutter mit Rath hilft; dann könnte bald Alles gut gemacht werden, die Lücken im Vermögen, wenn welche sind, würden ausgefüllt, und es müßte ein schönes Geld einkommen."

„Ha, ha, ha!" lachte die Collegienräthin, die den Damen bei der Hindeutung des Obersten auf sich zugewinkt hatte. „Das glauben Sie, Oberst! Sie kennen die Mutter schlecht. Handelt es sich denn blos darum, der Tochter einen Mann zu schaffen, wenn sie Feste giebt? Großthun will sie, und ist einmal die Tochter aus dem Hause, so wird's erst recht lustig hergehen, damit Gäste angezogen werden, um die Alte zu zerstreuen."

„Und die Junge wird sich um ihren Mann wenig kümmern," bemerkte die Generalin. „Sie kennen die Frauen nicht mehr, Arkadyi Feodorewitsch. Sie haben lange als Wittwer gelebt, und Ihre Töchter sind zu wohl erzogen, um Ihnen Beschwerde zu machen. Aber solch' eine Dirne — entschuldigen Sie das Wort, aber es ist das rechte — die ist gewohnt ihren Willen zu haben; da hilft keine Er=

ziehung mehr; die macht ihren Mann unglücklich, wenn er ihr nachgiebt, und doppelt unglücklich, wenn er ihr Widerstand leistet."

Die Jugend kam in diesem Augenblicke aus dem Garten zurück, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Oberst war still geworden. Die Damen warfen sich triumphirende Blicke zu und liebkos'ten die Töchter des Obersten, als hätten sie sie von einer großen Gefahr gerettet. Bald rüstete man sich zum Scheiden. Beim Abschiede frug der General den Obersten:

„Wann fangen Sie Ihren Gewächshausbau an? werde nächstens zu Ihnen kommen, und sehen, wie die Sache betrieben wird."

„Thun Sie mir die Ehre an, Nikolay Alexandrowitsch," antwortete der Oberst mit abgewandtem Gesichte, „und kommen Sie zu mir. Wie es mit dem Gewächshause wird, weiß ich noch nicht. Vielleicht schiebe ich den Bau auf. Das Haus hat viel gekostet im vorigen Jahre, und die Bauern sind jetzt im Felde beschäftigt."

„Nun, werden ja sehen, Arkadyi Feodorewitsch! Habe auch schon seit lange solch' ein Ding bauen wollen, wenn es nicht zu theuer ist. Dies Jahr habe ich mein Holz zur Küche gebraucht, aber nächstes Jahr könnte man —"

„Ja, kann sein, das andere Jahr. Und nun, leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht, daß ich mir Ihren Besuch zur Ehre rechne.“ —

In Zarecke war an dem Sonntage nur einer gesprächig — die Generalin. Der Alte calculirte, wie er ein Gewächshaus bauen könne; der Sohn hatte sich Morgens gelangweilt über die Zurückhaltung der jungen Damen, die er geziert nannte, und Nachmittags wollte er aus Aerger nicht auf die Dörfer gehen, wie er voriges Jahr zu thun pflegte. Nur die Generalin freute sich, daß sie dem Obersten einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, und als die Herren wenig Theilnahme für diese Intrigue bezeugten, so plauderte sie mit der alten Wärterin, Sophie Iwanowne, die Wunderdinge von dem Leben und „der slechten Wirthsaft“ bei Madame Rikolfort erzählte. Der Abend schlich langweilig herauf; nach dem Thee legte Nikolay Alexandrowitsch Patienceen, ob es Krieg geben werde, oder nicht; die Generalin strickte, und frug mitunter den Sohn, ob er nicht mit den Söhnen der Rikolfort zusammengetroffen sei, was er von ihnen wisse, wie sie lebten. Jakob Nikolajewitsch ließ sich herab, einige Witze über die junge Rikolfort zu machen, — und so kam die Nacht.

III.

Die Bemerkungen der Damen hatten dem Obersten die Augen geöffnet. Mochte auch manches übertrieben sein, so mußte man doch gestehen, daß hie und da eine gewisse Gène durch die Verhältnisse der Familie Rikolkort durchzublicken begonnen hatte, die dem Manne allerdings nicht deutlich eingeleuchtet war, dem schärferen Blicke der Damen nicht entgehen konnte. Es fielen ihm in der Erinnerung an den verflossenen Winter Einzelnheiten ein, die er dem Zufalle zugeschrieben hatte, die aber im Zusammenhange ein anderes Licht erhielten. Da war im Anfange der Saison nicht wie gewöhnlich eine Loge bei den Italiänern gemiethet worden, unter dem Vorwande, die guten Logen seien alle vergriffen; die altgewordenen Pferde hätten eigentlich gegen junge vertauscht werden müssen; aber Madame erklärte, sie habe sich so an sie gewöhnt, daß sie sich nicht so schnell von ihnen trennen könne. An Putz und Schmuck hatte man es nicht fehlen lassen; aber in den Abendgesellschaften war nicht ganz wie früher verschwendet worden, und die Weine waren nicht mehr die leckeren aus dem englischen Keller oder von Elissejeff oder Raoul gewesen. Es schien denn doch dem Obersten für seine weiteren Schritte zu

wichtig, der Sachlage auf den Grund zu kommen. Eines Tages ritt er hinüber nach Wetrowo, dem Gute der Wittwe, um Erkundigungen einzuziehen.

Im vorigen Jahre hatte er bei seinen Besuchen nicht sehr auf die Verhältnisse der Bauern der Wittwe geachtet, hatte sich nie die Zeit genommen, durch ihre Dörfchen zu reiten. Heute machte er einen Umweg, um das seitwärts von der Hauptstraße hinter dem Herrenhofe gelegene größere Dorf zu besuchen. Die umgebenden Felder waren nur dürftig bestellt, auf den eingezäunten Aengern weideten einige magere Kühe und magere Pferdchen. Im Dorfe selbst sah es traurig aus. Die enge Gasse war kothig und an den Seiten waren die Gräben, die keinen Abfluß hatten, mit einer stinkenden grünen Flüssigkeit angefüllt. Die Häuser waren meist verfallen. Hier fehlte ein Thorflügel, dort war das Dach halb abgedeckt; faulende Balken drohten zusammenzubrechen; Häuser, ohne Grundmauern, waren in den weichen, schwammigen Boden eingesunken, und hingen förmlich über der Straße; Fenster, ohne Glas, mit Papier verklebt, mit Splinten ausgestopft — alles war armselig und elend, überall nur die dringendsten Schäden auf das Nothdürftigste und für den Augenblick ausgebessert. An eine eigentliche Erhaltung des Besitzes, an Wieder-

herstellung des Alternden schien man aus Sorglosigkeit oder Mangel nicht gedacht zu haben. Die Leute, die der Oberst sah, gingen schmutzig und elend einher; ihr kalter Gruß sprach deutlich die geistige Abstumpfung aus.

„Wann kommt Eure Herrin," redete der Oberst einen Bauer an, der auf Arbeit zu gehen schien. Der Mann trug einen grauen Filzrock; in seinem rothen Gürtel steckte ein Beil; die blauen Leinwandhosen endeten in einer Art von Gamaschen von alter Leinwand; die Füße bekleideten Sandalen, mit Bindfäden festgebunden. Strümpfe kennt der russische Bauer nicht; ihre Stelle vertreten Leinwandfetzen, die bis hinauf über die Wade umwickelt werden, und durch die Bindfäden der Sandalen zugleich befestigt sind.

„Weiß nicht, Ew. Wohlgeboren!" antwortete der Bauer, die Mütze in der Hand. „Aber denke, daß sie nicht lange mehr ausbleiben kann, denn wir sollen den Zaun am Garten so schnell wie möglich ausbessern. Die Zimmer werden auch schon gelüftet, und Fuhren sollen diese Woche noch nach der Stadt, um Sachen heraus zu holen."

„Benutzt sie denn die Eisenbahn nicht, statt Euch die hundert Werst weit kommen zu lassen?"

„Ja, Ew. Wohlgeboren, 's ist ein weiter Weg,

und braucht der Bauer seine fünf Tage hin und her, und zuweilen trifft sich's, daß sie ihn in der Stadt auch noch ein Paar Tage warten lassen. Aber dafür kostet's nichts, und die Eisenbahn verlangt Geld."

„Hm," dachte der Oberst, „eine schlechte Berechnung, die Leute in dieser Jahreszeit vom Lande hineinzurufen, um die Paar Kopeken für die Eisenbahn nicht ausgeben zu müssen."

Er ritt weiter, dem Herrenhofe zu. Sonst hatte er ihn im Festtagsschmucke gesehen, blank und nett, um Gäste zu empfangen. Heute fand er ihn im Negligé. Das Wohnhaus, einstöckig und langgestreckt, lag im Parke, den nach der Straße zu ein Stacket abgränzte. Durch ein Thor betrat man breite Kieswege und gelangte in schattigen Gängen vor die Mitte des Hauses. Eine breite Treppe von wenigen Stufen führte in einen großen Salon, der die ganze Tiefe des Hauses einnahm, und Besuchszimmer, Speisesaal und Tanzsaal zugleich war. Thüren auf beiden Seiten des Saales öffneten sich in eine Reihe von Stuben, die weiterhin noch durch einen äußeren Corridor auf der Rückseite des Hauses zugänglich wurden. Die erste Thüre links im Saale führte in die Kirschnerei, die wohl anfänglich zum Wintergarten bestimmt gewesen war, jetzt aber

nur Kirsch- und Feigenbäume enthielt; und am Ende der Kirschnerei stieß ein später angebauter Pavillon an das Haus, der seit einigen Jahren, als die Theaterwuth sich des jungen Fräuleins bemächtigt hatte, in ein kleines Theater umgewandelt worden war. Der Oberst hatte sonst nur den Saal und die linke Seite des Hauses besucht, als allein den Gästen offen. Die Wohnzimmer waren unzugänglich gewesen. Als er jetzt das Haus betrat, stand alles offen, und er konnte sich bald überzeugen, daß neben dem zur Schau getragenen Luxus verborgene Armseligkeit herrschte. Im Saale und im Cabinette dahinter standen Couchetten von Gams, Stühle von künstlerischer Form, Blumentische, Consolen mit Vasen — die Wohnzimmer waren dürftig und ungleich meublirt, alte Tapeten, beschmutzt und zerrissen, bedeckten die Wände, jeder Comfort fehlte. Sogar das Zimmer des Fräuleins, das an vergessenen Toilettegegenständen leicht zu erkennen war, hatte nicht die geringste Behaglichkeit. Eine Kommode mit Toilettenspiegel, alt und zerkratzt, ein fratzenhaftes Bild zeigend; ein Schrank von rothem Holze mit schlecht schließenden Thüren, ein weißer Waschtisch, ein Bett ohne Himmel, einige Stühle mit zerrissenem Rohrgeflechte — das war alles. Die Winterluft, schwer und feucht, steckte noch in den

Gemächern, die eben erst geöffnet worden waren, und steigerte den traurigen Eindruck, den sie machten. Eiligst verließ der Oberst das Haus. Ihm fiel es schwer, das Bild des jungen Mädchens in diesem häßlichen Rahmen zu denken. Er suchte den Gärtner auf, um diesen auszuforschen.

Der Gärtner, ein Deutscher aus Riga, nicht gerade sehr gebildet, aber erfahren in seinem Fache, trefflicher Gemüse- und Obstzüchter, wohnte in einem engen, an die Orangerie angränzenden Raume. Der Mann hatte wenig Bedürfnisse; er lebte seiner Kunst, und was mit beschränkten Mitteln ausgeführt werden konnte, hatte er geleistet. An Arbeitskräften fehlte es ihm nicht; darum war der Park immer nett und reinlich gehalten, die Bäume gut ausgeputzt, das Gewächshaus strotzte von üppigen, grünen Pflanzen. Seltenheiten waren nicht aufzuweisen, aber das Bekannte in vortrefflich gehaltenen Exemplaren. Der Fremdenbesuch im Sommer erfreute den Mann immer; dann erntete er für seine Mühen ein bischen Lob ein; und riß man ihm auch dann und wann eine Knospe ab, und brauchte auch das Fräulein viel Blumen zu Bouquets und Kränzen, so konnten das die kräftigen Pflanzen leicht ertragen. Auch den Gästen machte er Spaß, da sie sich an seinem Deutsch-russisch ebenso sehr ergötzten, als an

der kuriosen Verdrehung der botanischen Pflanzennamen, die er mit orakelmäßiger Gravität aussprach und consequent falsch auf die Etiketten setzte.

„Seid gegrüßt, Iwan Karlowitsch," redete der Oberst den Gärtner an, der eben Samen von Sommerpflanzen sortirte. „Habe Euch noch nicht einmal gedankt, daß Ihr meinen Petruschke so gut geschult habt; der Junge fängt an, seine Sache zu verstehen, und noch ein Jährchen unter Eurer Zucht, so ist er ein perfecter Gärtner."

„Ew. Hochgeboren, bin sehr erfreut, Sie wieder bei uns zu sehen. Sie sind früh herausgekommen; voriges Jahr pflanzte ich grade die Forbena millindra aus, als Sie zum erstenmale uns besuchten, und heuer sind wir noch nicht dabei, obschon das Frühjahr schnell gekommen ist. Was den Petruschke anbetrifft, so wird er 'was lernen, denke ich; aber so schnell geht es nicht; 's ist eine schwere Sache um die Gärtnerei, man lernt sie sein Lebtage nicht aus. Da sind meine Stecklinge von den Geßlerien — weiß der Himmel, warum die Blume den Namen von dem Kerle trägt, den Tell erschossen hat — die sind dies Jahr nicht gerathen, und ich kann dem Dinge nicht auf den Grund kommen. Nun, jetzt ist's vorbei damit," fuhr er seufzend fort, „und künftiges Jahr wird es auch keine mehr hier geben."

„O, Ihr werdet einen neuen Versuch machen, Iwan Karlowitsch!“

„Nein, Ew. Hochgeboren, es geht nicht mehr. Das Geschäft soll aufhören; sie will die Pflanzen verkaufen. Das macht mir's Herze schwer, und glaube ich kaum, daß ich hier bleibe, wenn die Dinger, die ich groß gezogen und gepflegt, nicht mehr da sein werden.“

„Ei, warum will sie denn verkaufen?“

„Sehen Ew. Hochgeboren, das ist ein eigen Ding. Ich hab' schon lange gesagt, wir müßten ein neues Haus haben, denn dieses hier hält nicht mehr; die Balken sind morsch und verfault; stecken so voll Würmer, daß die am Ende meinen Stecklingen die Wurzeln abgefressen haben. Die Fensterrahmen brechen fast zusammen, und das Glas ist so blind, daß kein Sonnenstrahl mehr durchdringt. Wo ich bessern konnte, ohne Kosten, da habe ich es gethan. Aber das reicht nicht mehr aus. Nun war ich in der Stadt, um mit der Herrin ernsthaft zu reden, daß sie bauen müsse. Bin aber schlecht angekommen. Sie will keine Ausgaben deswegen haben; der Garten koste ihr schon zu viel, und wenn das Haus nicht mehr hielte, so würde sie eher die Pflanzen verkaufen, als kostspielig bauen. Am Ende mußte ich hören, daß mein Gehalt auch zu groß

sei, und wenn keine Gewächse mehr da wären, könnte sie's billiger haben. Nun, wie sie will. Es geht mir freilich nahe, von hier fortzugehen, wo ich an die 20 Jahre gelebt habe, wo alle Bäume mich kennen und mir Freude machen; aber das Liebste waren mir die Pflanzen da, und sind d i e fort, so mag ich nichts mehr hier zu schaffen haben!"

„Aber die Kosten des Baues sind doch nicht sehr groß."

„Ja, Ew. Hochgeboren, das wohl nicht; mit ein Paar Hundert Rubelchen baar könnte man die Sache wohl machen, wenn man das Holz umsonst hat. Nun, es muß eben ein bischen knapp hergehen, daß sie nichts mehr daran wenden will."

„Und ist Euer Gehalt groß, Iwan Karlowitsch?"

Der Gärtner blickte auf, sah den Fragenden voll an, als forsche er nach dem Grunde der Frage; der Oberst sah treu und schlicht aus; nur Theilnahme schien aus seinem Gesichte zu sprechen.

„Ew. Hochgeboren, mein Contract lautet auf 200 Rubel. Das ist nicht viel, aber ich brauche wenig, und konnte im Anfange noch ein Paar bei Seite legen. Nur seit einigen Jahren fingen sie an, nicht immer regelmäßig zu zahlen, so daß ein Rückstand von einigen Hundert heran wuchs, und — nun der Herr Oberst werden davon keinen Ge-

brauch machen — letztes Jahr habe ich gar keinen Gehalt bekommen. Meine Ersparnisse gehen am Ende auf die Neige — und es war auch deswegen, daß ich mit der Herrin sprechen mußte. Sie hat jetzt zugesagt, daß vom Verkaufe der Gewächse ich mich am ersten bezahlt machen könne."

Der Oberst hatte genug gehört, um die kritische Lage der Familie zu begreifen. Er versuchte den Gärtner mit der Hoffnung zu trösten, daß vielleicht eine günstigere Wendung eintreten könne; aber der Mann wies den Trost zurück.

„Nein, nein, Ew. Hochgeboren; die Frau versteht nicht zu wirthschaften, sie ist hineingerathen in die Lage und kann nicht wieder heraus. Die Söhne haben auch nichts gelernt, und können der Mutter nicht helfen. Eine Frau findet keiner, denn wer will hinein in die Familie. Zwanzig Jahre bin ich hier und habe das kommen sehen. So lange der Mann lebte, war die Wirthschaft toll genug; die Frau ging ihrem Vergnügen nach, und der Herr betrank sich, und kein Bauerweib war vor ihm sicher. Das hat die Leute auch bös und hartnäckig gemacht gegen die Herrschaft. Ich weiß es nicht, und wenige mögen's wissen, wie viel sie Schulden haben, denn die Alte hat's schlau angefangen, um es zu verbergen. Aber passen Sie auf, Herr Oberst, das

Stück mit dem Gewächshause ist nur der Anfang, und es wird schnell auf die Neige gehen!"

Auf dem Heimwege überlegte der Oberst seine Lage. Das junge Mädchen hatte ihn geblendet; gerade das Theatralische ihres Auftretens hatte seine Leidenschaft geweckt. Seine Neigung zu ihr war durch häufige Besuche während des Winters, durch Schüchternheit in ihrer Nähe, durch laute Bewunderung, wenn er in einer Ecke des Salons ihrem Gesange folgte, verrathen worden. Aber zu einer Erklärung war es nicht gekommen. Die Entdeckungen, die er eben gemacht hatte, kühlten ihn ab, und der wirthschaftliche Sinn, um nicht zu sagen Geiz, der eine Weile von der Liebe zurückgedrängt war, trat wieder hervor. Was er heute erfahren hatte, wiederholte sich am Ende zu oft in Rußland, um nicht leicht begreiflich zu sein. Tausende von Familien des Adels ruiniren ihren Wohlstand durch schlechte Verwaltung des Besitzes, durch erbärmliche Verwendung der vorhandenen Kräfte, durch unverhältnißmäßigen Aufwand, durch unselige Rivalität in leerem Prunke. Der Dienst fesselt sie an die Hauptstädte, und giebt ihnen doch, ausnahmslos, in den unteren Aemtern niemals die Mittel selbst der dürftigsten Existenz. Da muß zunächst vom eigenen Vermögen gezehrt werden, und es fürchtet

keiner, dasselbe anzugreifen, in der Hoffnung, in höheren Aemtern, die der Ausbeute günstig sind, gemachte Lücken später auszufüllen. Nun kommen zwar Rangbelohnungen, Ordensbelohnungen u. s. w., aber sie verpflichten nur zu steigendem Aufwande, ohne steigende Gehälter. Die wenigen Stellen, die zur Füllung des Seckels auf unrechtmäßige Weise Gelegenheit bieten, werden immer seltner, und das Auge des Kaisers bewacht sie immer strenger. Dennoch giebt man den Dienst nicht auf — denn mit den Jahren ist der Ehrgeiz erwacht. Der Collegienrath will noch dienen, bis er Staatsrath geworden; der Oberst will sich erst als General zurückziehen, und ist der Rang erreicht, so ist das Vermögen gewöhnlich ruinirt, und man ist an den elenden Dienst gebannt, um nur etwas zu haben. Rußland wimmelt von hochbetitelten Beamten, mit zahlreichen Familien, die nur noch von Credit leben. Generäle mit 2000 Rubel Gehalt, mit 4 bis 5 erwachsenen Kindern, gezwungen in der Hauptstadt ein Quartier zu haben, das ein Viertel der Einnahme verschlingt, Bediente, Koch, Equipage zu halten — wie können sie existiren! Und in der Jugend besaßen sie Bauern im Kostramaschen, im Twerschen, im Saratowschen — Gott weiß in welchen Gouvernements, die sie nie gesehen, lebten von den Einkünften der Güter,

machten Schulden, versetzten einen Theil der Bauern, konnten die Zinsen nicht zahlen, mußten verkaufen — ihre Seelen schmolzen zusammen, bis die letzten Eigenthum der Krone geworden sind! Jetzt hängen sie von der Gnade des Kaisers ab, lauern auf einen Sonnenblick der Gunst — um nur die Bedürfnisse des Augenblickes befriedigen zu können! *)

*) Der Russische Adel ist systematisch durch den Staatsdienst einerseits, und durch die Leichtigkeit auf seine Bauern Schulden zu machen andrerseits, ruinirt worden. Der Kaiser gewann dadurch doppelt; einmal einen vollständig von ihm abhängigen Stand, der bis dahin immer noch seine alte staatliche Bedeutung nicht vergessen hatte; dann aber konnte durch den allmähligen Uebergang der Privatbauern in den Kronsbesitz die Emancipation der Leibeigenschaft vorbereitet werden — die sonst auf unübersteigliche Hindernisse stieß. Aber die nächsten Resultate dieses Systems sind traurig, und haben sich niemals erschreckender gezeigt, als seit der Zeit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers. Die leeren Staatskassen machten Unterstützungen, Gratificationen, Arrenden immer seltener; der schlecht besoldete Beamte leidet immer mehr. Dazu die Reductionen in der Armee und im Civildienste, — sie haben eine erschreckende Menge brodloser Beamten herbeigeführt, und leider sind es meist die ärmsten, ehrlichsten, und tauglichsten, die von diesen Reductionen getroffen worden sind. Man nannte im letzten Frühjahre Dutzende von Generalsfamilien, die in Petersburg betteln mußten, — während die verwittwete Kaiserin Millionen in Italien ver-

Der Oberst klopfte selbstzufrieden den Hals seines Pferdes, als er sein Wohnhaus erblickte, und die blühenden Fluren seines kleinen Gebietes durchritt. Er hatte es gescheidter gemacht. Ohne Ehrgeiz hatte er sich zurückgezogen aus dem Staatsdienste, nachdem er ein Vermögen erworben, das die Existenz seiner Familie hinlänglich sicherte. Sein Entschluß war gefaßt; er wollte sein Glück durch eine zweite Heirath nicht auf das Spiel setzen, sondern schaffen und wirthschaften, um den Besitz zu mehren, und seinen Töchtern — für sie allein hatte er sich ja geplagt, die Zukunft froher und freudenreicher zu machen.

Die armen Mädchen begriffen nicht, warum der Vater heute zärtlicher gegen sie war, als seit langer Zeit.

---

schwendete, wie die Mißgestimmten im Gegensatz zur heimischen Noth betonten. Freilich ist dieser und jener im Staatsdienste reich geworden; aber unter Tausenden ist nur einer, der ein Vermögen zusammenscharrt; die andern, die ihre Stelle ausbeuten können, vergeuden hastig wieder, was sie hastig gewonnen haben. Politkowski hatte Millionen gestohlen, und hinterließ seine Frau in der größten Noth.

IV.

Wochen vergingen, der Sommer war gekommen. Heiße Tage waren heraufgezogen, die Felder prangten in üppiger Fülle und verhießen eine gute Ernte. Der Bauer rüstete schon die Sensen um das Heu zu mähen, eine der wichtigsten Einkünfte in jener Gegend, die Hunderttausende von Puden Heu alljährlich nach der Hauptstadt sendet. Auf dem Gütchen des Obersten war alles in voller Thätigkeit. Arkadyi Feodorewitsch war zwar kein gelehrter Landwirth, aber er hielt die Bauern zur Arbeit an. Die alte Methode der Feldbestellung hatte er zunächst beibehalten, aber Sorge getragen, daß gewissenhaft bestellt wurde. Allmählig schaffte er bessere Geräthschaften an, nicht vielerlei auf einmal, damit der Bauer sich gewöhnen könne; neue Viehracen führte er nicht ein, aber die alten ließ er sorgfältig pflegen und füttern, und sie gediehen besser. So ging es langsam, aber sicher vorwärts; ohne große Mittel vermehrte er seine Einkünfte, und auch die Lage der Bauern hob sich. Er hatte die Leute in den Paar Jahren fleißiger und thätiger gemacht; auch unter Nikolay Alexandrowitsch waren sie im Wohlstande gewesen, weil dieser sie nie gedrückt hatte. Aber sie waren bequem, um nicht zu sagen träge geworden.

Jetzt mußte ein jeder sein vorgeschriebenes Tagewerk leisten; die Lässigen wurden gestraft, durch Nacharbeiten; aber die Strafen waren selten, denn die Bauern arbeiteten mit Lust.

Der Oberst saß unter einer prachtvollen Lindengruppe neben seinem Hause, und studirte die vor ihm ausgebreitete Gebietskarte. Er sann, wie er eine bessere Eintheilung der Felder vornehmen und eine regelmäßige Bewässerung der Wiesen erreichen könne. In einiger Entfernung von ihm saßen die Töchter mit weiblichen Arbeiten beschäftigt.

Pferdegestampfe in der Entfernung unterbrach die Arbeitenden. Der Oberst schaute auf, und erkannte bie Gesellschaft von Wetrowo. Mißmuthig schlug er seine Karte zusammen.

„Geht hinein!" sagte er zu seinen Töchtern. „Wenn der Besuch uns gilt, so werde ich ihn empfangen. Ihr braucht Euch nicht zu zeigen; ich werde Eure Abwesenheit entschuldigen."

Die jungen Mädchen, an schweigenden Gehorsam gewöhnt, packten ihre Arbeit ein, und gingen in das Haus. Unterdessen war die Cavalcade herangekommen. Voran ritt eine Dame in staubfarbiger Amazone, ein Jokeimützchen auf dem Kopfe. Die volle kräftige Gestalt zeichnete sich vortrefflich in dem

Anzuge. Die lebhafte Bewegung hatte den fast zigeunerhaft gelben Teint geröthet; eine Fülle von Haaren umgaben in breiten Flechten das Gesicht, dessen größeste Schönheit schwarze, große Augen waren. Sie fesselten den Blick unwillkürlich, und man vergaß in ihrem Anschauen, daß die Stirn etwas zu niedrig und zu gerundet war, daß die Nase in zu breiten Flügeln endete, daß der Mund mit kräftig aufgeworfenen rothen Lippen, zu groß erschien. Das Kinn, obwohl gerundet, trat hervor und vermehrte den Eindruck leidenschaftlicher Energie, den die gewaltig blickenden Augen erweckten. Elisabeth Andrejewne hatte viele Bewunderer. Es lag etwas unwiderstehlich Bannendes in ihrem Wesen. Die tiefe, volle, leicht verschleierte Stimme — dick hatte die Collegienräthin sie übertreibend genannt — zeugte von einer Seelenkraft, die dem Weibe fremd zu sein pflegt, und am Mädchen räthselhaft war. Man konnte ihr stundenlang zuhören, wenn sie die sonoren Verse Lermontoffs vortrug, oder wenn sie die phantastischen Zigeunerlieder sang. Im Gesange klärte sich ihre Stimme, und entfaltete sich der Reichthum ihres Organes. Ihr Auge ward dann wild und feurig, es sprühte Blitze der Leidenschaft, und zündete, wohin es fiel. — Und doch hatte sich keiner ihrer Bewunderer entschließen können, ihr

seine Hand anzubieten. Man fürchtete sich vor diesem Vulkane; wer konnte sie bändigen, sie, die jetzt ihre Mutter und Brüder unbedingt beherrschte und jeden Widerstand zu brechen gewohnt war? Personen, die sich ihres Großvaters, des Fürsten K., erinnerten, behaupteten, die Enkelin sei sein leibhaftiges Ebenbild.

Die Familie war schon seit längerer Zeit auf dem Lande, ohne daß der Oberst ihr einen Besuch gemacht hätte. Elisabeth Andrejewne, die längst errathen hatte, daß der Oberst den Gedanken hege, um sie zu werben, begriff nicht, was sein Nicht-Erscheinen bedeute. Sie hatte am Morgen der Mutter erklärt, sie wolle hinüberreiten, um zu wissen, woran sie wäre; denn obgleich sie keine Neigung zu dem alternden Manne spürte, so erkannte sie doch ihre Lage zu deutlich, um nicht eine Heirath zu wünschen, die ihre Unabhängigkeit sicherte, und der Oberst galt, wie alle, die sich im Dienste bereichert haben, für wohlhabender, als er es wirklich war. Vergeblich hatte die Mutter auf das Unpassende eines solchen Besuches aufmerksam gemacht. „Unpassend oder nicht!" hatte das junge Mädchen geantwortet, „die Straße ist frei; wir reiten vorüber, wenn er uns nicht auffordert; und fordert er uns auf abzusteigen, so ist es kein Besuch, den wir ma-

chen, sondern ein Haltepunkt auf unserem Spazierritte."

Die Brüder, — junge, fade, blonde Herrchen, ebenso schwächlich, wie die Schwester stark und herrisch war — waren willenlos gefolgt.

Das junge Mädchen hielt es für kein gutes Zeichen, als sie die Töchter des Obersten bei ihrer Annäherung verschwinden sah. „Wir werden nicht absteigen," rief sie ihren Brüdern zu.

„Guten Tag, Oberst!" sagte sie, fast ohne anzuhalten, als sie an der Pforte des Parkes angekommen, und der Oberst, verlegen lächelnd, herangetreten war.

„Guten Tag, Elisabeth Andrejewne, guten Tag;" antwortete er, und ergriff die dargebotene Hand der Brüder. Das junge Mädchen zügelte ihr Pferd, das unruhig weiter drängte. „Was verschafft mir denn die Ehre des Besuches?" wandte sich der Oberst zu ihr.

Die Phrase war so wenig galant, und in so kaltem Tone vorgetragen, daß Elisabeth klar erkannte, der Oberst habe seine Gesinnungen gegen sie geändert. Sie begriff freilich nicht, woher dieser Wechsel gekommen sei; aber ihre Geistesgegenwart verließ sie nicht einen Augenblick.

„Ehre des Besuches!“ lachte sie verächtlich. „Wir denken nicht daran, Euch zu besuchen.“ Ihr Auge blickte zornig, als der Oberst sie unterbrechen wollte. — „Nein!“ fuhr sie heftiger fort, „wir ritten nur vorüber, wir wissen zu gut, daß es Eure Sache ist, und nicht unsere, des Brodt und Salzes eingedenk zu sein, das Ihr bei uns genossen habt!“

„Seien Sie gnädig, Elisabeth Andrejewne, ich hoffte“ ... stotterte der Oberst.

„Was hofften Sie?“ unterbrach sie ihn; „daß wir kommen würden, Sie zu bitten, uns mit Ihrer Gegenwart zu beglücken? Hahaha! Nun kurzweilig sind Sie genug, lieber Oberst, daß uns daran liegt, Sie in der Ecke sitzen zu sehen und von Ihren grauen Blicken verfolgt zu werden! Das hat uns immer viel Vergnügen gemacht! Möglich, daß ich Ihnen das sagen wollte, als ich den Einfall hatte, mit meinen Brüdern hier vorüber zu reiten! Nun, Sie haben es gehört! Leben Sie wohl!“

Sie war davon gesprengt, ehe der Oberst ein Wort der Erwiderung gefunden hatte. Die Brüder, die von der ganzen Scene nicht viel begriffen, folgten nach kurzem Abschiedsgruße der Schwester.

Arkadyi Feodorewitsch war einige Tage darauf in Zarecke. In einem Augenblicke des Alleinseins

drückte ihm die Generalin die Hand. „Man ist sehr aufgebracht über Sie, drüben in Wetrowo! Lassen Sie sich das aber nicht bekümmern, lieber Arkadyi Feodorewitsch. Danken Sie Gott, daß Sie dem Netze dieser Dirne entschlüpft sind! Ich habe gelacht über die Bosheit, mit der sie von Ihnen spricht."

„Ach, theure Feodore Petrowne! Ich denke nur für meine armen Kinder zu leben," antwortete der Oberst.

Die Generalin wußte nicht, daß ihr Lachen dem jungen Mädchen verrathen hatte, daß sie ihre Hand in dem Spiele gehabt habe, und daß Elisabeth Andrejewne ihr nimmer verzeihen würde, gegen sie intriguirt zu haben. Die Rache sollte nicht ausbleiben.

Fünfte Episode.

Versöhnlich.

I.

Die Ordnung der bäuerlichen Angelegenheiten in Lipkowa führte den älteren Sohn des Generals in der Mitte des Sommers in die Gegend, wobei er es natürlich nicht vermeiden konnte, seine Wohnung in dem Hause der Eltern zu nehmen, so unangenehm ihm auch das seit längerer Zeit vermiedene Zusammentreffen mit dem jüngeren Bruder war. Als Jakob Nikolajewitsch vor zwei Jahren zum zweiten Male den Abschied genommen hatte, war er von seinem Bruder aufgefordert worden, ihn auf einer Dienstreise in die innern Gouvernements zu begleiten. Monsieur Jacques reiste mit, machte aber unterwegs so tolle Streiche, daß die Brüder vollständig verfeindet zurückkehrten. In einer Gouvernementsstadt, unter andern, waren beide vom Gouverneur zur Abendgesellschaft eingeladen worden.

Als der Abend kam, wartete Alexander Nikolajewitsch vergeblich seines Bruders, der des Morgens ausgegangen und nicht zurückgekehrt war. Die Zeit drängte, Bediente wurden ausgeschickt, und kamen zurück ohne den Verschwundenen gefunden zu haben. Alexander ging zum Gouverneur, und entschuldigte die Abwesenheit Jacques' mit Unwohlsein. Gegen Mitternacht erschien der Polizeimeister der Stadt, rief den Flügeladjutanten bei Seite, und theilte ihm mit, wie er soeben den Bericht erhalten habe, daß mehrere junge Leute, Jacques an der Spitze, in total betrunkenem Zustande in ein Nonnenkloster gedrungen seien, den größten Unfug getrieben hätten; daß die Nonnen Hülfe gerufen hätten, und die Trunkenen vor der herbeieilenden Polizeiwache in die Klosterkapelle geflüchtet seien, die Thüren hinter sich verrammelnd. Um Aufsehen und strenge Bestrafung zu vermeiden, bat der Polizeimeister, die brüderliche Autorität geltend zu machen, und die Wildfänge aus dem Kloster herauszulocken. Alexander eilte nach dem Kloster, und nach Drohungen und Versprechungen capitulirten die Belagerten. Die Geschichte hatte zwar keine weiteren Folgen, alle Betheiligten schwiegen nach gemeinsamer Verabredung; aber Monsieur Jacques rühmte sich in Petersburg seiner Heldenthat, und

vermehrte dadurch den Unwillen seines Bruders. Dieser hielt ihn für unverbesserlich; er hätte es am liebsten gesehen, wenn Jacques nach dem Kaukasus gegangen wäre, wo seine Streiche wenigstens kein Aufsehen machen konnten, und eine mitleidige Kugel vielleicht seinem unnützen Leben ein Ziel setzte. Aber davon wollte die Mutter nichts hören; sie suchte die Brüder wieder zu nähern und hielt die Gegenwart Alexander's auf dem Lande für die passendste Gelegenheit.

Sie rühmte, wie Jacques in den letzten Wochen still und ruhig gelebt habe. Er zöge sich von Allen zurück, reite täglich nach Tische aus, wohin, wisse sie freilich nicht, denn er gebe keine Antwort auf ihre Fragen, käme zwar oft spät nach Hause, aber zuweilen auch früh, lese dann, was er sonst nie gethan, ein Buch; er habe im Garten eine Hütte von jungen Birkenstämmen gebaut, neue Wege am Thalabhange angelegt u. s. w. Alexander meinte freilich, das geschehe aus Langeweile, und komme das Früchtchen wieder zur Stadt, so beginne das alte Leben von neuem. „Man kann doch nicht wissen," sagte die Mutter; „vielleicht ist er zur Vernunft gekommen. Er wird zweiunddreißig Jahre alt; und dann hat der Tod Katty's doch mehr Eindruck auf ihn gemacht, als wir dachten. Sprich

nur einmal ordentlich mit ihm. Du wirst sehen, er nimmt jetzt Lehre an."

Der Vater, der bei dieser Unterredung zugegen war, brummte vor sich hin: „Er hat sich in nichts verändert. Wohin er reitet, ich weiß es, und geht es mich nichts an; es kann ein jeder selbst dafür sorgen, daß kein Fuchs in seinen Hühnerstall schleicht. Aber vernünftig wird er nicht; er hat kein Herz."

Nach der Ansicht des Vaters kam die Vernunft aus dem Herzen; nach der Ansicht der Mutter erzeugte Vernunft die Güte. Jener war heftig, leidenschaftlich, leicht gereizt und schnell versöhnt — weder hatte Erziehung auf ihn gewirkt, noch Erfahrung ihn gemodelt. Diese war gleichmäßig, indolent, träge in der Theilnahme, beharrlich in dem einmal angeregten Gefühl; die Erziehung hatte ihr Dressur gegeben und das Leben hatte sie störrisch gemacht in den empfangenen Anschauungen.

Eines Morgens suchte Alexander den Bruder im Garten auf. Er fand ihn auf einer rohen Bank sitzend, die vor dem Birkenhäuschen angebracht war, und nahm neben ihm Platz.

„Du hast das gebaut?" frug er ihn.

„Ja!" war die einsylbige Antwort.

„Bist du zufrieden mit dem Landleben?"

„Hm, nein!"

„Machst du keine Besuche?"

„Denke nicht dran!"

„Warum gehst du nicht zu der Rifolfort, da sind junge Leute, ein junges Mädchen!"

„Lise ist nicht nach meinem Geschmacke. Halb Zigeunerin, halb Dame. Sei ein's ganz oder gar nicht."

„Und zum Obersten kommst du auch nicht."

„Seine Mädchen sind dumme Gänse, die kein Wort sagen, ohne den Vater anzugucken."

„Aber du reitest doch alle Tage aus; zu wem denn?"

Jacques sah den Bruder von der Seite an. Er glaubte ebensogut ein Recht zu haben, mit ihm zu schmollen, wie dieser ihm gegenüber. Nach seiner Ansicht hatte die Natur ihn bestimmt, das Leben ohne Sorge zu genießen, so wie seinen Bruder, zu schaffen, nützlich zu sein und zu sorgen. Wenn dieser also ihm nicht mehr behülflich sein wollte zum Lebensgenuß, so ward er seiner Bestimmung ungetreu, während er selbst seinen Beruf erfüllte. Das war so Jacques' Philosophie — und es giebt viele Menschen, die nach gleichen Grundsätzen leben, ohne sich dessen bewußt zu sein, wie Jacques, der darauf seine Forderungen an die Familie be-

gründete. Hatte nun Alexander seine Pflicht nach Jacques' Ansicht nicht gethan, so wollte dieser ihm auch nicht Rede stehen über seine Thaten. Er schwieg auf die Frage.

„Was gedenkst du denn im Winter zu beginnen?" fuhr Alexander fort. „Willst du bei den Eltern bleiben, oder in den Dienst treten? Am besten wäre es, du gingest nach dem Kaukasus."

„Was ich dies Jahr gethan habe, thue ich das nächste Jahr wieder."

„Das kann nicht so fortgehen, Jasche. Die Eltern sind nicht reich, sie versagen sich Alles, und du nimmst das an, ohne etwas dafür zu thun."

„Nun, wer heißt sie's? 's ist ihre Sache! Es macht ihnen einmal so Vergnügen."

„Aber dir selber kann doch dies Leben ohne Beruf und Zweck kein Vergnügen machen. Du bist jetzt alt genug, um ernst zu werden."

„Hm, ernst! Ich amüsire mich ganz ernsthaft, wenn ich mich amüsire; und hier bin ich ebenso ernsthaft gelangweilt. Nu, das ist gesund, man erholt sich ein wenig für den Winter."

Alexander stand ärgerlich auf, und ging auf dem Platze vor dem Häuschen hin und her. Die rohen Antworten reizten seine Geduld. Er kannte zwar Jacques' Wesen seit langer Zeit;

er wußte, daß er zu Hause und mit den Anverwandten immer kurz und mürrisch sprach. In Gesellschaften war er wie umgewandelt; da kam ihm Laune und Witz; seine Züge, sonst schlaff und abgespannt, belebten sich; sein mattes Auge ward glänzend, seine Manieren, zu Hause nachlässig und oft cynisch, wurden distinguirt und elegant. Aber gegen den Bruder hatte Jacques immer eine Art Rücksicht gehabt, nicht sowohl wegen seiner überlegenen Stellung, als vielmehr, weil er in früheren Jahren in derselben Gesellschaft mit ihm gelebt hatte. Seit sie sich nicht mehr im Salon oder beim Restaurant begegneten, glaubte Jacques auch diese Rücksicht nicht mehr nehmen zu müssen. Alexander fühlte, daß er allen Einfluß auf den Bruder verloren habe und verließ ihn, ohne zu grüßen.

Die Mutter sah ihn forschend an, als er in's Zimmer trat, und seufzte tief, da Alexander sich hinsetzte und nach einigen Minuten Stillschweigens von gleichgültigen Dingen zu reden anfing. Es bedurfte für sie keiner Erklärung weiter; sie fühlte, daß der Versuch der Aussöhnung mißglückt sei.

„Wenn ich nur wüßte," dachte sie, „wohin er des Nachmittags regelmäßig reitet. Nikolay schweigt darüber; obschon er es zu wissen scheint. Eine Frau muß also dahinter stecken, denn sonst würde Niko-

lay geradeheraus sprechen. 's ist aber seine Manier nicht, Frauen das Geringste nachzureden. Vielleicht, daß Sophie Iwanowne, die sonst Alles herausschnüffelt, von der Sache weiß."

Sophie Iwanowne, „unsere alte Swedin," wie sie selbst sich zuweilen nannte, verlor keine Gelegenheit, um Nachrichten einzuziehen Wenn ein Bauer kam, so mußte ein Schwätzchen gemacht werden, und sei es über die Kühe, die gekalbt hatten, und die Bäume, die im letzten Sturme umgestürzt waren. Im Sommer kam sie wenig vom Hause, da gab es zuviel zu thun; aber seit sie auch die Winter auf dem Lande verlebte, hatte sie sich systematisch mit der ganzen Umgegend bekannt gemacht, und in merkwürdiger Weise das allgemeine Vertrauen gewonnen. Sie wußte Alles, und sprach doch selten über etwas, so lange sie nicht aufgefordert wurde, und dann selbst zog sie es vor, die Wahrheit aus den Karten zu sagen. Wie alle Schwedinnen kannte sie nämlich die Kunst des Wahrsagens aus den Karten — eine sehr wenig teuflische Kunst. Sie mischte die Karten, theilte sie in Packete, zog hier eine vor, dort eine, legte sie in verschiedene Gruppen uud Figuren, und sagte dann mit geheimnißvoller Miene: „dies bedeutet dies, und jenes jenes." Es gab da besondere Vertheilungen für „die

Familie," für „die Freunde," für „das was war," „was sein wird," „das Unerwartete" u. s. w. Da sie die Verhältnisse vieler durchschaute, ohne im gewöhnlichen Gespräche sich den Anschein zu geben, als kenne sie die Dinge, so imponirte bei vielen diese Wahrheitsagekunst, und sie war allmählig Autorität geworden. Jedem legte sie nicht die Karten, wenigstens nicht zu jeder Zeit. Sie versprach auf ein ander Mal, weil „die Karten heute schlecht fielen," weil „die Thränenfistel incommodire," weil „der Mond voll sei" — wiewohl sie sich selten bis zur Astronomie verstieg; dann erst, wenn sie genugsam erforscht und erlauscht hatte, ward sie geneigt die Karten hervorzuziehn, die sie sorgfältig eingewickelt bie sich trug, und der geheimnißvolle Act ging los. Wußte sie jemanden in Noth und Rathlosigkeit, so ging sie wohl auch zu ihm und sagte ihm unaufgefordert, sie habe die Karten für ihn gelegt, und das und das sagten sie; jener wäre Schuld am Unglück, und vor diesem müsse man sich hüten, und Hülfe komme von der Seite u. s. w. Der Trost, in dieser Weise mitgetheilt, wirkte magisch, und dem Schicksals-Rathe folgte man gern.

Die Generalin rief die Alte in das Schlafzimmer und fing an über Wirthschaftsangelegenheiten zu reden. Sophie Iwanowne zog während des Dis-

curirens die Luft ein paar Mal durch die Nase, was bei ihr soviel bedeutete als „ich wittere, daß du auf etwas anderes hinaus willst," und es dauerte auch nicht lange, so ging das Gespräch auf Jakob Nikolajewitsch über, „der sich gar nicht in Acht nehme und gestern wieder mit ganz durchnäßten Füßen nach Hause gekommen sei, gerade als wenn er durch das Wasser gegangen wäre."

„I, das trocknet wieder," sagte die Alte. „Er hat noch Abends ein Paar Snäpse getrunken und die haben die Erkältung niedergeslagen."

Mit der Generalin sprach die Schwedin deutsch, das sie freilich ebensowenig geläufig redete, als das Russische; ihre Muttersprache übte sie nur noch im Gesangbuche und in der Bibel.

„Aber wo treibt er sich denn eigentlich herum den Nachmittag?"

Sophie Iwanowne nahm verstohlen ein Prieschen, denn es hatte ihr vor kurzem jemand das Schnupfen gegen die Thränenfistel angerathen.

„Ich weiß nicht, Frau Generalin, aber wollen Sie, so kann ich die Karten auf ihn slagen."

„Ihre dummen Karten lassen Sie nur in der Tasche; wenn Sie etwas wissen, so sagen Sie es. Es geht mich doch am meisten an."

Die Alte machte ein empfindliches Gesicht, denn sie hielt auf ihre Geheimnißkrämerei, und wenn sie auch bei der Generalin, die aufgeklärt sein wollte, nicht immer geneigtes Gehör für die Kunst fand, so wurde ihr doch nicht geradezu gesagt, daß nichts daran wäre.

„Frau Generalin, wie kann ich wissen, wo Jakob Nikolajewitsch seine Zeit zubringt. Mit mir redet er wenig und erzählt nicht, wie früher zuweilen. Und ich sitze den ganzen Tag zu Hause."

„Aber wohin führt der Weg, den er reitet?"

„Der führt vorbei am Dorfe Iwanowke, in den Wald, und dort giebt es viele Wege, nach Kostowa, nach Marino, nach Slüsselburg, nach —"

„Ei er wird doch nicht die sechzig Werst nach Schlüsselburg reiten."

Sophie Iwanowne hatte absichtlich Kostowa zuerst genant, aber der Name erweckte keine Erinnerung bei Feodore Petrowne, da sie die Bewohner des Orts nicht kannte. Unwillig entließ sie die Wärterin, indem sie sich vornahm, ihren Mann auszufragen, der sich vielleicht eher verrieth, als die schlaue Schwedin.

Nach jener Seite, wohin Jakob Nikolajewitsch zu reiten pflegte, war sie fast nie gekommen. Dort zog sich das Moor nach Nordosten tief hinein, dann

kamen in Osten weite, auf schlechten Wegen nur passirbare Wälder, in denen, wie Oasen in der Wüste, kleine Ansiedlungen lagen; östlich hinter dem Walde begann der Schlüsselburger Kreis, und dort lag Marino, eine reiche Besitzung, die aber seit dem Tode des letzten Besitzers nur von Verwaltern und niederen Beamten bewohnt war. Kostowa, ein Dorf am äußersten Nordostrande des Moores, dicht hinter den westlichen Ausläufern des Waldes, war ihr fremd. Die Familien, mit denen sie verkehrte, wohnten alle in dem Rayon zwischen Zarecke und der Eisenbahn.

Als der General nach Hause kam, frug sie ihn nach den Bewohnern jener Gegend. Absichtslos nannte sie zuerst Kostowa, und der General platzte heraus:

„Wer hat nun schon wieder geklatscht, daß Jacques alle Tage dorthin reitet!"

„Also da macht er Besuche!" rief die Generalin. „Wen kennt er denn dort?"

Der Alte sah zu spät ein, daß er sich verrathen habe, und daß er jetzt schon mit der Wahrheit heraus müsse.

„Ich spreche nicht gern über solche Sachen. Wenn er ein Mädchen verführt, das sich nicht vertheidigen kann, so empört mich das, und darf ich

nicht schweigen. Wenn er aber mit einer Frau zu thun hat — nun, die kann sich schützen, kann ihm die Thüre weisen, kann ihres Mannes Hülfe anrufen, hat Mittel, ihre Ehre selbst zu wahren. Da mische ich mich nicht hinein. Das Einzige, was ich thun kann, ist schweigen gegen jedermann, so lange es eben nur mein Geheimniß ist. Euch macht es freilich Vergnügen, den Ruf eines Weibes zu zerrupfen; aber unser Geschlecht, dem die Frauen das Opfer ihrer Ehre bringen, darf nicht noch undankbar die Schwäche verrathen. Nun bist du einmal auf der Spur und würdest nicht ruhen, bis du weißt, mit wem sich dein Sohn die Zeit vertreibt. Besser also, ich sage dir es, unter der Bedingung, daß du schweigst."

Natürlich sagte die Generalin Verschwiegenheit zu; sie war glücklich, ihre Neugierde befriedigt zu sehen.

„Da drüben in Kostowa — die Mehrzahl der Bauern gehört der Krone — wohnt ein kleiner Gutsbesitzer; der Mann ist wohlgeboren, war lange Zeit Postmeister auf der Moskauer Straße, und hat sich da ein Paar Rubel erspart. Seit die Eisenbahn den Verkehr auf der Chaussee beschränkt hat, nahm er seinen Abschied, und will von den acht bis neun Seelen leben, die ihm in Kostowa

gehören. Er hat sein Lebelang nicht viel besser gelebt als ein Bauer; da fällt es ihm denn nicht schwer, in der Hütte zu hausen, die er sich zurecht gemacht hat. Er ist nicht mehr jung, war aber so unklug eine junge Frau zu nehmen. Ich habe sie nicht gesehen; man sagt, sie sei hübsch; ihr Vater soll ein kleiner Gutsbesitzer im Twerschen sein, und sie ist herangewachsen auf dem Dorfe unter Bauern. Kein Mensch kömmt zu den Leuten, sie besuchen auch Niemanden, und entlegen, wie das Dorf ist, weiß man kaum von ihnen. Ich war zufällig neulich im Kronswalde, den man nach Kostowa hin passiren muß. Die Bauern haben von dort im Winter Holz angefahren; der Starost erzählte mir, sie hätten noch mehr Stämme gefällt, aber liegen lassen müssen, weil der Schnee zu früh weggegangen sei. Da sah ich, wie Jacques vorüberritt. Er bemerkte mich nicht. Weil ich denn doch wissen wollte, wo er bliebe, ritt ich ihm nach. Er lenkte nach Kostowa ein, wo gleich am Eingange des Dorfes, hinter einem Teiche, der gewesene Postmeister wohnt. Bauern, die ich ausfrug, erzählten mir, daß Jacques alle Tage hinüberkäme, daß er gewöhnlich, statt durch's Dorf zu reiten, am Rande des Teiches seinen Weg nehme, dort das Pferd am Zaune anbinde, und durch den Zaun in das

Gärtchen hinter dem Hause des Pometschtschik trete. — Da hast du die ganze Sache. Das Uebrige kannst du dir leicht denken; denn daß er nicht umsonst hinreitet, und nicht umsonst den Schleichweg nimmt, ist bei ihm nicht vorauszusetzen. Sophie Iwanowne, die Alles weiß — sie frägt ja jeden Bauer aus — die mag von denen die Geschichte gehört haben, und ich glaubte, sie hätte es dir verrathen. Sonst hätte ich kein Wort gesagt. Unglück kann er da nicht machen, denn der alte Postmeister wird sich wohl trösten, und für die junge Frau ist's ein Zeitvertreib; und Unglück kann er auch nicht nehmen, der Weg hin und zurück ist glatt, der Eingang in's Haus steht ihm offen, so daß es nur Laune ist, wenn er den näheren Weg hinten herum reitet. Also sei ruhig — und schweige!"

„Aber wie hat er denn die Frau kennen gelernt?" frug die Generalin nach einer Pause.

„Ach, was weiß ich! Er wittert wie ein Hund auf zehn Werst sein Wild. Genug er kennt sie einmal. Und nun laß mich zufrieden. Du siehst, dein Jacques ändert sich nicht."

II.

Kostowa war das einzige Dorf der Gegend, das einen außergewöhnlichen Charakter an sich trug. Sonst bildet ein Dorf in Großrußland eine enge Straße, zu deren beiden Seiten die hölzernen Häuser dicht gedrängt an einander liegen, die Stirnseite nach der Straße hin, zwischen Haus und Schuppen ein Thor, durch welches man den Hof und vom Hofe aus die Hausthürtreppe betritt. Am Ende des Hofes steht die Scheuer und der Stall. Das ist so symmetrisch, so einerlei, daß sich die Dörfer nur durch größere Reinlichkeit oder größeren Schmutz, durch längere Ausdehnung oder höchstens durch Geradlinigkeit oder Krümmung der Straße unterscheiden. Die Häuser, überall desselben Charakters, haben eben auch nur bald mehr, bald weniger Ordnung, Nettigkeit oder Verfallenheit und Alter aufzuweisen. Die Bretter, welche die Stirnseite am Dache zieren und den mit einer Art Balkon versehenen Giebel schmücken, sind überall gezackt und ausgeschnitten, ohngefähr in denselben Mustern, die in den Enden der Bauernhandtücher mit Türkisch-Garn gestickt sind. Daß Wohlstand herrsche, daß fleißige Bauern unter gütigen Herrn eine behagliche Existenz führen, erkennt man am schnellsten an der guten Erhaltung

dieser Zierrathen; wenn sie zerbrochen oder vor Alter unkenntlich sind, theilweise fehlen, so ist der Bauer gedrückt, faul, arm. Auch die Fensterläden sind an ordentlichen Häusern mit bunten, grellen Wasserfarben angestrichen, und wohlverwahrt; dann wieder, ganze Dörfer hindurch, hängen sie lüderlich da, ihre Farben sind verwaschen, an manchen Fenstern sind sie heruntergefallen, liegen am Wege oder dienen den gleichgültigen Kindern noch als Brücke über den stinkenden Graben zu beiden Seiten der Straße. — Um die Dörfer herum stehen auf hohen Kreuzen Windmühlen, so klein, daß man sie für Taubenschläge halten möchte, verriethe nicht das Flügelpaar die andere Bestimmung, und wüßte man nicht, daß der Russische Bauer, der die Taube als einstmals die Hülle des herabsteigenden heiligen Geistes achtet und nie ißt, sie auch nicht zieht. Dann, in einiger Entfernung, womöglich in der Nähe eines Baches oder Teiches oder Brunnens, stehen die Badehäuser neben einander gereiht, niedrige, fensterlose Hütten, in die das Tageslicht nur durch die Thüre, oder durch Oeffnungen fällt, die mit Steinen verstopft werden können.

Anders sah es in Kostowo aus. Auf dem breiten Abhange des Moorufers hatten sich die Bauern angesiedelt; eine Straße lag auf der

Höhe, und von dort aus zogen sich in sechs bis sieben Radien andere Straßen nach dem Grunde hinab. Die Häuser waren nicht an einander gedrängt, wodurch jede ausbrechende Feuersbrunst in Rußland immer den Ruin des ganzen Dorfes herbeiführt. Einzeln, von Gärtchen umgeben, lagen sie da, mit Eingängen von der Straße aus. Manches Haus hatte große Fenster mit sechs Scheiben, die sich öffnen ließen — was man sonst selten findet. Es gab zweistöckige Häuser, in denen der obere Stock wenn nicht als Wohnung, doch als Niederlage diente. Die Höfe waren groß und weit, mit doppelten Ausgängen, so daß nicht, wie anderswo, das Vieh bei Feuersgefahr unwiderstehlich verbrennen mußte. Die Gassen waren breit, geebnet, reinlich. Unter allen Theilen des Dorfes war nur der in der nächsten Umgebung des kleinen Herrengütchens weniger gepflegt und sauber — denn hier wohnten die Bauern des dimittirten Postmeisters. Der Unterschied des Dorfes erklärte sich einfach aus dem größeren Wohlstande und der größeren Unabhängkeit der Bauern, die seit langer Zeit Kronsbauern waren. Sie hatten keine Frohnden zu leisten, sahen die gepachteten Ländereien als Eigenthum an, und zahlten in Wahrheit so niedrigen Pachtzins, daß er noch lange nicht dem Grundzinse

in andern Ländern gleich kam. Dabei konnten sie gut bestehen. Plackereien von Seiten der Behörden kannten sie nicht; denn die Beamten, mit denen sie zu thun hatten, drückten sie nicht, — die Hauptstadt war zu nahe, als daß nicht jede Beschwerde leicht Abhülfe gefunden hätte. Die Leute gingen sicher und selbstbewußt einher; auf die Frage: „wem gehört Ihr," antworteten sie stolz: „wir sind Freie; der Kaiser allein ist unser Herr!" Da sie mehr Geld in Händen hatten, als Privatbauern, so trieben sie auch wohl nebenbei ein wenig Handel, kauften Getreide und Vieh, und setzten es in der Hauptstadt mit Gewinn ab. Eine Schule hatten sie nicht im Dorfe, und doch gab es wenige unter ihnen, die nicht lesen und schreiben konnten. Der Russe, wenn er nur seinen Vortheil darin erkannt hat, lernt gern und schnell, ergreift jede Gelegenheit um sich zu unterrichten. Diener geben einander im Vorzimmer Schreibstunde, Väter überliefern ihr bischen Wissen den Söhnen, und sonderbarer Weise findet man — nur durch den Mangel an Büchern erklärlich — oft Bauern, die besser Geschriebenes lesen, als Gedrucktes. Aber in Kostowa war dem nicht so. Ein Krämer hatte sich dort niedergelassen; in seinem Laden konnte man alles finden, Leinwand, Zwirn, Leder, Zucker, Kaffee, Cigarren, Cichorien,

Kuchen, Honig, Lichte — und der Mann hielt überdies eine Zeitung, die seit Eröffnung der Eisenbahn täglich von der nächsten Station abgeholt wurde. Das Blatt ward eifrig im Dorfe gelesen, und die Leutchen wußten, woran sie an der Zeit waren. Viel Geographie kannten sie nicht, und ob sich die Erde drehe, kümmerte sie nicht. Dafür wußten sie, daß „Apollyon" durch die Deutschen durchmüsse, wenn er zu Lande nach Rußland wolle, und daß der „deutsche König" ihn nicht durchlassen werde, „denn seht Ihr, er heißt Feodor Feodorewitsch, und ist Bruder mit unserer Kaiserin." „Und wenn Apollyon es mit den Heiden hält, die unsere Brüder wie Hunde behandeln, so wird ihn Gott dafür strafen, wie er den andern Apollyon gestraft hat, der unser Mütterchen Moskau verbrannt hat."

Unter diesen Bauern hatte sich der Postmeister niedergelassen. Sein Häuschen war nicht so schlecht, daß es den Namen Hütte verdient hätte, den Nikolay Alexandrowitsch ihm gab. Etwas winklig und verschoben, was daher kam, daß Raum auf Raum wie bei einem Kartenhause aneinandergeklebt war, hatte es doch Gelaß genug. Es zählte so viele Eingänge, als successiv Theile angesetzt worden waren, und die Communication im Innern war beschwerlich. Aber wenn im Sommer die Lüftung

bequem war, so verbarricadirte man im Herbste die Hälfte der Thüren, verklebte und verstopfte sie, und das Haus ward so warm und behaglich, wie es in der heißen Jahreszeit kühl und frisch gewesen war. Der Postmeister fand seine Bauen in gutem Zustande; freilich waren sie hinter den Kronsbauern zurück, aber sie hatten doch manche Verbesserung in der Bebauung des Landes und der Viehzucht von diesen angenommen, und lebten besser als viele andere Privatbauern. Der alte Mann hatte wenig Bedürfnisse, seine Frau auch nicht; so wurden denn die Bauern nicht gedrückt. Einer von ihnen war in Novgorod als Schuhmacher etablirt, und konnte bei einem blühenden Geschäfte so hohen Obrok bezahlen, daß die Geldbedürfnisse des Herrn dadurch fast gedeckt wurden. Die Frau zog Hühner und Gänse, legte Gemüse für den Winter ein, kochte und trocknete Früchte, salzte Pilze und Gurken ein, bereitete trefflichen Obstbranntwein von sauren Kirschen, schwarzen Johannisbeeren, den rothen Früchten der Eberesche u. s. w. — kurz sie war eine vollkommene russische Wirthin. Das war die einzige und die beste Erziehung, die sie im elterlichen Hause empfangen hatte. Der Mann ging mit den Bauern im Herbste auf die Jagd, und brachte manchen Braten mit in's Haus; von einem Bären, den er im

Winter geschossen hatte, konnte man schon wochenlang leben. Im Sommer überwachte er die Arbeit seiner Leute, denn einen Starost hielt er nicht. Liebe war nicht gerade viel im Hause; der Postmeister war fast vierzig Jahre älter als seine Frau; Kinder waren nicht da. Er hatte sie auch nicht aus Liebe geheirathet, sondern um eine Wirthin und Pflegerin zu haben; und sie hatte keine Wahl gehabt, als dem elterlichen Rathe zu folgen und den alternden Mann zu nehmen.

Einige Wochen nach seiner Rückkehr von Petersburg hatte Jakob Nikolajewitsch sie kennen gelernt. Er hatte an einem Arbeitstage, wo nur Greise, Frauen und Kinder in den Dörfern sind, nach Iwanowke reiten wollen; unterwegs war er anderen Sinnes geworden, und bog in den Wald ab. Gleichgültig gegen die frische Natur ritt er hin, und doch war es ein prächtiger Anblick um ihn her. Birken, Fichten, Linden, Ebereschen, hohes und niederes Holz standen auf beiden Seiten des Weges, gewaltige Stämme hatten die Winterstürme umgerissen; andere Riesen des Waldes hatte die Axt des Bauern gefällt, aber als man sie wegfahren wollte, war der Zugang zu unbequem, oder der Winterweg geschmolzen, sie blieben liegen, verfaulten, Moos überzog sie; die jungen Stämmchen,

die sie im Sturze fast erdrückt hatten, wuchsen allmählig wieder hervor, überdachten sie, und schossen, genährt von dem faulenden Ahnherrn, kräftig nach oben. Solch' ein Urwald ist tausendmal schöner, als die regelmäßigen Pflanzungen gleicher Holzarten, die terrassenförmig die Jahrgänge der Anlage bezeichnen. Aber wirthschaftlich ist er eben nicht. Es geht ein großes Capital durch die Sorglosigkeit der Verwaltung verloren; die guten, geraden Stämme sind selten, und überhaupt ist der Wald lichter, als der Boden es vermuthen lassen sollte. Anfänglich wetteiferten Laub- und Nadelholz mit einander; jenes wuchs rascher auf, suchte Licht und Luft oben, glaubte schon den trägeren Nachbar erstickt zu haben, und sich freier nach unten ausbreiten zu können. Aber das Nadelholz, zäher Natur, wurzelte fest, dehnte die Wurzeln weit aus, nahm dem sorglos aufgewachsenen Nachbar die Nahrung unten weg; freilich verkrüppelte sein Stamm im engen Raume, aber er stand unüberwindlich da. So überwand die Hartnäckigkeit den Uebermuth, die Geduld den Leichtsinn; das Laubholz starb ab, — um neuen, drängenden Stämmchen Platz zu machen, die gleiches Loos haben sollten. Wo aber der Zufall oder die Bauernart dem Laubholze den gefährlichen Nachbar entzog, da ward dieses bald

der Mittelpunkt von ganzen Generationen seiner Art, denn jeder Jahrgang streute Saamen aus, und jedes Frühjahr rief Leben im reichen Boden hervor.

Jakob Nikolajewitsch amüsirte sich, nach Pilzen auszuschauen, die seit dem Regen in der letzten Nacht hervorgekommen. So mit den Augen umherschauend, erblickte er im Walde eine Frau — und Frauen, ob jung oder alt, mußte er begrüßen. Er ritt näher, und erkannte ein junges Weib in schlichtem Kattunkleide, nicht bäuerlich angezogen, und doch nicht städtisch, in einer Toilette, nicht elegant genug, um eine Kammerjungfer vermuthen zu lassen, und nicht grob genug, um eine Magd zu bezeichnen. Das Gesicht war hübsch; aber die feine Nase ward von zu vollen Backen erdrückt, die auch die Augen zu verkleinern drohten; die Stirn schien beengt durch eine dicke, blonde Flechte, die oberhalb kranzartig herumgelegt war. Ueberfülle von Gesundheit und Mangel an Geschmack, — beides gefährdete den ersten Eindruck, den die Frau machte.

„Seid gegrüßt, Schöne! Habt Ihr schon viel Pilze in Eurem Korbe?"

Die Frau erröthete bei dem Gruße; das Blut schoß ihr in's Gesicht, daß ihre Backen zu springen drohten. Ohne Antwort zeigte sie mit verlegener

Gebehrde ihren Korb, der zur Hälfte mit hochgelben, klebrigen Pilzen, sogenannten Butterpilzen, angefüllt war.!

„Ei, das giebt schon eine Mahlzeit; und wie werdet Ihr sie zubereiten, in Butter gebraten, oder mit Schmand und Dill gekocht?"

Monsieur Jacques hatte die rechte Art, die Leute zum Plaudern zu ıbringen. Die Frau, auf heimisches Gebiet geführt, verlor die Schüchternheit, und erwiderte lachend:

„Der Herr ist ja klug wie ein Koch! Das sind die ersten Pilze, die ich finde; die werden gebraten; mein Mann liebt sie so."

„Ihr seid verheirathet? Ich dachte Ihr wär't ein Mädchen. Und wer ist Euer Mann?"

„Mein Mann ist Phoma Petrowitsch Muchlin," antwortete die Frau und schlug die Augen nieder, als der Blick des jungen Mannes prüfend auf ihr ruhte.

„Und wie nennt man Euch?"

„Were Pawlowne!"

„Und ich heiße Jakob Nikolajewitsch, Ihr wißt, der Sohn des Generalen in Zarecke!" — die Frau nickte. — „Jetzt sind wir bekannt, und ich werde Euch suchen helfen!"

Jaques sprang vom Pferde, band es an einen Baumstamm; die junge Frau sah ihm zu, mit weit aufgerissenen Augen. Ihr Herz klopfte hörbar, als sie den eleganten Bewegungen des Fremden folgte, der ihr absichtlich Zeit zu lassen schien, damit sie sich von der ersten Ueberraschung erhole.

„Sind wir weit von Eurer Wohnung," frug er, als er sich wieder zu ihr wandte.

„Kostowa ist ohngefähr zwei Werst entfernt."

„Und womit ist Euer Mann beschäftigt?"

„Er war Postmeister auf der großen Straße" (so nannte man sonst allgemein die breite Moskauer Chaussee); „jetzt verwaltet er seine Bauern. Wir haben acht Seelen in Kostowa, und einer ist auf Obrok in Nowgorod als Schuhmacher. Der ist reich und bezahlt gut. Da, die Stiefelchen hat er gemacht." —

Damit zeigte sie ihre Füße, die in eleganten Stiefelchen steckten, das einzige Großstädtische in ihrer Kleidung, was sie dem Petersburger Herrn stolz zeigen zu können glaubte.

Jakob Nikolajewitsch knieete ernsthaft nieder, faßte die Stiefeln prüfend an, sah zu ihr in die Höhe, sie schaute ganz vergnügt darein; aber blutroth überlief es sie, als der junge Mann seine Hand über den feinen Knöchel und weiter hinauf

gleiten ließ. Heftig zog sie den Fuß zurück. Jacques hatte genug gefühlt, um zu wissen, daß in dem Körper mehr Race verborgen sei, als das volle Gesicht und die plumpe Kleidung verriethen, und daß sein Glücksstern ihn heute gut geleitet habe.

„Das ist wahr, Were Petrowne" ...

„Were Pawlowne heiße ich," sagte sie schmollend.

„Entschuldigt, Were Pawlowne; das ist wahr, der Schuhmacher macht gute Arbeit, ganz wie ein Petersburger. Aber eine Kunst ist's nicht, für Euch zu arbeiten, denn Ihr habt Füßchen, die man küssen möchte. Und das thut Euer Mann hoffentlich."

„Mein Mann!" Und schnell versöhnt wie sie war, lachte sie laut auf bei dem Gedanken, daß ihr Mann die Füße küssen sollte. „Der hat wohl nie daran gedacht, daß Füße zu 'was anderem da sind, als zum stehen. Er ist alt, läuft den Tag auf den Feldern und in den Ställen herum, ißt und trinkt, und bekümmert sich nur darum, daß zu essen und zu trinken da ist. Gut ist er, aber ...."

Sie stockte. War sie da nicht im Begriffe, einem Fremden Dinge zu erzählen, die ihn plötzlich zum Vertrauten machten? Sie sah den jungen Mann an; er blickte ganz treuherzig. —

„Aber verliebt ist er nicht," ergänzte er den unterbrochenen Satz. Er schnalzte ein Paarmal mit der Zunge. „Wißt Ihr, Were Pawlowne, wenn man Euch sieht, kann man das leicht errathen. Wäre Euer Mann verliebt in Euch, so wie Ihr es werth seid, dann stecktet Ihr nicht in dem blauen Fähnchen, das ohne Falten um Euch hängt, dann hättet Ihr nicht das große Tuch da um Hals und Brust gewickelt und hinten zugebunden, daß die Taille dreimal so dick erscheint, als sie ist; dann hättet Ihr nicht die Haare in Würsten auf den Kopf gebunden, und kein Tuch darübergeschlagen. Nein! wenn ich Euer Mann wäre, Ihr müßtet einen Hut tragen, die Haare nach hinten geflochten, das Kleid müßte eben so elegant sein, als Eure Stiefelchen, müßte die Taille zeichnen, statt zu entstellen; der Arm, — er zerplatzt ja fast die engen Aermel, — müßte sich frei bewegen können und nicht noch behindert sein durch solch' einen Tuch-Panzer. Und — aber da werdet Ihr wieder böse werden, wie vorhin!" —

„Nun, sagt nur, was Ihr denkt, Jakob Nikolajewitsch! Ich höre schon, man kann von Euch lernen," rief die junge Frau, die wieder ganz zutraulich geworden war bei der scheinbaren Offenherzigkeit ihres neuen Bekannten.

„Kommt, setzen wir uns dort auf den Baumstamm. Ihr habt genug Pilze für heute zu einer Mahlzeit. Dort können wir ruhig plaudern, bis Ihr nach Hause müßt.“

„Gebt mir Euer Händchen,“ fuhr er fort, als sie neben einander Platz genommen, und reichte ihr die seinige offen hin.

„Ach was, meine grobe rothe Hand; muß mich schämen, sie neben Eurer weißen Hand zu zeigen.“ Sie steckte die Hände hinter den Rücken; als aber Jacques die seinige ruhig hinhielt und bittend zu ihr aufsah, zog sie die Rechte hervor und wollte schelmisch lachend ihm auf die Hand schlagen. Aber schnell faßte der junge Mann zu, und die Hand war gefangen. Sie ließ sie nach einem vergeblichen Rucke in der Gefangenschaft.

„Nun seht Ihr doch, Jakob Nikolajewitsch, daß meine Hand grob ist.“

„Das ist es ja, was ich meinte; wäre ich Euer Mann, wie wollte ich Euch liebhaben und liebkosen; dann wäre Eure Hand weiß, und — nun das könnt Ihr glauben, eine hübsche Hand habt Ihr bei alledem“ — sie ließ sie ruhig analysiren, — „fleischig, und doch mit zarten Knöchelchen! Wie sie sich so hübsch an den Arm schließt,' so rundlich und weich,

und wie die Fingerchen sich fein zuspitzen, und die Nägelchen rosig und glatt sind!" —

„Ach, Ihr versteht Euch auf lauter dummes Zeug, Jakob Nikolajewitsch" — damit zog sie die Hand zurück, und gab ihm von neuem einen leichten Schlag. Jacques fesselte die Hand wieder, und empfand einen leisen Druck.

„Seht Ihr," fuhr er fort, „Eure Backen sind nur so dick, — und das entstellt Euer hübsches Gesicht, — weil Euch Euer Mann nicht oft küßt. Hättet Ihr jetzt einen Jungen, der um Euch herum spielte, — Ihr sähet viel hübscher aus."

Die arme Frau drehte den Kopf zur Seite, sah zur Erde nieder, und seufzte. Sie hatte nicht viel über ihr Loos nachgedacht, ruhig und harmlos dahingelebt, vom Morgen bis zum Abend ohne übermäßige Anstrengung in stiller Zufriedenheit geschafft. Ihr Mann behandelte sie sanft und freundlich, ließ ihr in Allem den Willen, weil er sah, daß sie ihm das Leben so bequem machte, wie sie nur konnte. Daß ihr junges Herz Ansprüche machen könnte, dachte er nicht, und was hätte seine dürftige, einfältige Natur ihm auch bieten können. Sie selbst hatte nie begriffen, was ihr fehle, und daß es denn doch kaum leben hieße, für Küche und Keller zu sorgen und zu ordnen. Bei den Eltern hatte sie

auch nichts anderes gesehen. Vater und Mutter schleppten ein einförmiges, dürftiges Dasein dahin, Jahr aus Jahr ein auf dem Lande; im Sommer saß der Vater im Schlafrocke und mit der Pfeife auf dem Hofe, im Winter am Ofen; die Tageszeit markirte nur mit Mahlzeiten, das Jahr nur mit Kirchenfesten. Die Mutter hatte noch mehr zu sorgen, weil Kinder da waren, und da sie zuweilen über die Last geklagt hatte, so hatte die junge kinderlose Frau sich glücklicher geschätzt, als die Mutter gewesen war. Jetzt weckten die Worte des Fremden in ihr Gefühle, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Jakob Nikolajewitsch sprach ohne alle Leidenschaft, aber auch ohne Berechnung. Er traf instinctmäßig den Ton, der am schnellsten zum Ziele führte. Das Jungfräuliche im ganzen Wesen der jungen Frau hatte er schnell durchgefühlt. Eitelkeit und Neugierde, die seine Worte anregten, waren die Hebel, die sie bald zu Falle bringen mußten, sobald nur ihr Vertrauen gewonnen war. Und Jakob Nikolajewitsch sprach so zutraulich, so schlicht, daß die junge Frau verloren war, ohne daß sie es ahnte. Er zog sie leise an sich; sie ließ es wie im Traume geschehen.

„Ich wollte Euch nicht traurig machen, Were

Pawlowne. Ihr seid hübsch und jung, und es thut mir jedesmal leid, wenn ich solch' ein armes Weib finde, das im Leben keine andere Freude kennt, als wenn der rohe, gefräßige Mann das Gericht lobt, was sie gekocht hat. Dazu seid Ihr nicht auf der Welt, sondern um Liebe und Lust zu spenden und zu genießen. Euern Mann — ich könnte ihn malen! Steckt er nicht den ganzen Tag in Pantoffeln, außer, wenn es geregnet hat, und er von Theer triefende Stiefeln anzieht? Geht er nicht ewig im Schlafrocke, außer wenn er Sonntags die Kirche besucht, oder der Isprawnik zum Besuche kömmt? Nachts trägt er eine Schlafmütze und schnarcht schon, wenn er den Fuß ins Bett steckt, und wenn er aufwacht, verlangt er Warenije (eingekochte Früchte) oder daß Ihr ihm den Kopf kraut, oder den vollen Magen mit warmen Servietten wärmt. Er hält fünf Mahlzeiten an einem Tage und trägt ein Taschenmesser in der Tasche, um Aepfel zu schälen, oder einen Rettich abzuputzen, wenn ihn im Garten der Appetit überkömmt!"

Die junge Frau nickte mit dem Kopfe und lachte bei dem letzten, treffend wahren Zuge laut auf.

„Kennt Ihr denn Phoma Petrowitsch?"

„Ich habe ihn im Traume gesehen, und sein langweiliges Gesicht konnte mich nicht aufwecken.

Und Euch habe ich auch gesehen, Were Pawlowne, und Eurem Bilde habe ich versprochen, Euch zu trösten."

Die junge Frau sah ihn innig an. Sie stand auf und ergriff ihr Körbchen. Moos vom Baumstamme hatte sich an ihr Kleid geheftet, sie streifte es ab, und von der Bewegung lös'te sich das Tuch um ihrer Taille. Jakob Nikolajewitsch eilte, ihr zu helfen; sie wollte abwehren, aber er faßte die Enden des Tuches, zog es schnell an sich und es zurecht legend, rief er:

„Gleich sollt Ihr sehen, wie man es besser trägt; paßt auf; den einen Zipfel etwas länger als den andern, daß man den Spiegel des Musters sieht, jetzt hoch hinauf am Halse umgelegt, die Enden über die Arme — nachher könnt Ihr es etwas zurücksinken lassen, dann schlägt es hübsche Falten, — so seid Ihr fertig! Und zum Danke bekomme ich einen Kuß!"

Der Kuß war kein Raub; der junge Mann hatte das volle Gesicht vor sich und drückte die Lippen auf den frischen Mund, der ohne Ziererei sich küssen ließ. Aber der Kuß wirkte anders, als die matte Liebkosung ihres alten Mannes. Were zitterte, als sie sich aus den Armen Jacques wand.

„Ich danke Euch," sagte sie mit leiserer Stimme. „Jetzt laßt mich, ich muß nach Hause. Ob es recht ist, daß ich Euch geküßt, weiß ich nicht, und mag auch gar nicht darüber nachdenken. Besucht uns, das wird mich freuen, oder wenn Ihr wollt, kommt morgen wieder in den Wald, aber früher — dann suchen wir zusammen Pilze, und Ihr könnt mir dabei erzählen, wie ich es machen muß, um besser auszusehen."

Sie reichte ihm die Hand, er wollte sie noch einmal küssen — „nein, nein, nicht mehr, das macht mir bange!" Damit riß sie sich los und eilte davon. Nach einigen Schritten drehte sie sich um, und rief: „vergeßt nicht, morgen!" Jakob Nikolajewitsch hatte schon sein Pferd bestiegen und versprach zu kommen.

III.

Jakob Nikolajewitsch hatte leichtes Spiel mit der unerfahrenen, kindlich-naiven Frau. Er sah sie mehrere Tage hintereinander im Walde, und als er endlich, ihren Bitten nachgebend, sie zu Hause besuchte, da war schon eine große Veränderung in ihr vorgegangen. Ihr Auge blickte tiefer und sinniger,

das Gesicht war blässer geworden, und die veränderte Coiffüre ließ es nicht mehr so pausbäckig erscheinen; auch ihre Bewegungen waren freier, seit sie die Taille nicht mehr umpanzerte. Der alte Postmeister, der die Umwandelung seiner Frau nicht bemerkt hatte, empfing den Gast im Rocke, mit vielen Höflichkeitsbezeugungen. Er war, nach Jacques Rathe, auf die neue Bekanntschaft vorbereitet worden, „die Tags zuvor im Walde gemacht worden war."

„Große Ehre für uns, daß Ew. Wohlgeboren so gut sind, in unser armes Haus zu treten," sagte Phoma, der dem Gaste auf die Treppe entgegengegangen war: „Thun Sie die Gnade, und treten Sie ein, meine Frau ist im Visitenzimmer."

Durch ein dunkles Vorhaus betrat Jacques den Raum, der den stolzen Namen Visitenzimmer trug. Es war ein großes Gemach mit gelben Tapeten. Auf den Balkenwänden hatte freilich das Papier schlecht gefaßt, bildete Wellenlinien, war zerplatzt, ungleich nachgeklebt, an einzelnen Stellen, wo der Kleister gar nicht hatte halten wollen, war das Papier angenagelt. Die Decke ohne Putz machte auch keinen günstigen Eindruck. Große Lithographieen hingen an den Wänden, in rothen Rahmen, zum Theil ohne Glas. Sie stellten die Krönungsfeste

des Kaisers Nikolay Pawlowitsch dar; ein Bild zeigte den Kaiser und die Kaiserin im Boote, den Thronfolger als Kind, wie ihn der Vater das Steuer führen lehrt. Were Pawlowne verhing die Bilder gewöhnlich, aber heute waren sie dem Gaste zu Ehren frei. Links, dicht am Eingange der Stube, stand ein großes, mit Roßhaartuch überzogenes Sopha, ein schwerfälliger, viereckiger Tisch davor; zwischen den Fenstern eine Kommode mit einigen bemalten Tellern und wächsernen Früchten bedeckt; am Spiegel darüber hingen bunte Ostereier von Porzellan, vier an der Zahl, denn jedes Osterfest seit ihrer Verheirathung hatte Phoma seine Frau mit einem Ei beschenkt. An den Fenstern, der Thüre gegenüber, standen Rohrstühle, an der Wand rechts von der Thüre ein altes Schreibepult, auf dem ein Kalender lag, — wohl das einzige Buch im Hause — und gegenüber, im Winkel neben dem großen Ofen, prangte der unausbleibliche Großvaterstuhl, groß genug, daß zwei darin ihr Mittagsschläfchen halten konnten. Das Zimmer erinnerte mit seinen Möbeln an die Stationen der großen Straße, in denen Passagierstube und Posterpedition sich in demselben Raume befinden.

Weren klopfte das Herz vor Seligkeit, als sie den Gast sah, der Licht in ihr Leben gebracht hatte,

und während der Mann hinausging, um, wie er sagte, zu sehen, „daß das Pferd von Sr. Wohlgeboren gut untergebracht sei," fiel sie dem Geliebten um den Hals, und dankte ihm mit herzlichem Kusse für die Freude seines Besuchs. Das arme Kind war so schnell umgarnt worden von dem Verführer, daß es sich seines Fehltrittes kaum bewußt war, und das neue Leben, das in ihr aufging, übertönte mit seinem Jubel die Stimme des Gewissens. Daß Jakob Nikolajewitsch wenig Leidenschaft in seiner Liebe zeigte, fühlte sie nicht, da sie ja nicht wußte, was Leidenschaft sei. Er hatte ihr kaum gesagt, daß er sie liebe, und von Treue auch nur zu sprechen, war ihm nicht eingefallen. Sie hatte danach nicht gefragt; ihr genügte die Zärtlichkeit, die ihr über alles Maaß groß dünkte, und die doch nur hingeworfen wurde, wie Brosamen vom Tische des reichen Mannes. Für Jacques war es Bedürfniß, einige Stunden des Tags mit Frauen zu scherzen; aber die Jugendgluth war längst in ihm erloschen; er liebte leichte Eroberungen und war tiefer Aufregung nie fähig gewesen. An Weren hatte ihm die naive Jungfräulichkeit gefallen, und als der erste Sonnenstrahl der Liebe ihr volles Herz entfaltete, da konnte ihn der Duft der frischen Waldblume eine Zeitlang fesseln. Aber doch war er gleichgültig genug, um das sich

hingebende Weib systematisch in die Mysterien der Liebe einzuweihen, ihr Schritt für Schritt den Schleier zu zerreißen, und die er als Jungfrau gefunden, als Dirne zurückzulassen. Er dachte schon lachend daran, wie der alte Postmeister sich wundern würde, wenn er auf einmal ein kluges Weib neben sich fände.

Der alte Mann kam zurück. „Um Gottes Willen, Were Pawlowne," schalt er, „du hast noch nicht einmal gedacht, Sr. Wohlgeboren Kaffee zu bringen; oder was Sie sonst befehlen."

Die beiden hatten die Zeit süßer benutzt; aber jetzt eilte Were davon, froh, die Unordnung, die Jacques in ihre Kleider gebracht hatte, wieder gut machen zu können.

„Die braune Stute steht im Stall, Ew. Wohlgeboren. Man sieht doch gleich, daß Sie Husar gewesen sind; der Cavalleriesattel verräth es. Ich sollte auch in die Armee treten, und hätte den Polnischen Krieg mitmachen können, vielleicht hätte ich ein Kreuz bekommen, vielleicht läg' ich jetzt und faulte in der Erde." — Er bekreuzte sich bei den Worten. — „Nu, Gott sei Dank, ich habe dem Kaiser 25 Jahre treu im Postdienst gedient; sie gaben mir die Dienstschnalle für 20 Jahre, aber Pension nicht. 'S sind jetzt zu viel, die bitten, und für

wen keiner spricht, der kriegt nichts. Weil ich keinen Rang besaß, — und das war doch ihre Schuld, daß ich ihn nicht bekommen hatte — sollte ich auch keine Pension haben. Schadet aber nichts. Nahm den Abschied, weil sich auch so leben kann. Wir sind nur sammt zwei, Kinder werden nicht kommen" — Jakob Nikolajewitsch lächelte — „da geht es schon."

„Warum solltet Ihr nicht noch Kinder haben, Phoma Petrowitsch! Ihr seid noch ein junger Kerl, und Eure Frau ist so frisch und saftig wie eine Birke im Mai!"

„I, Ew. Wohlgeboren — erlaubt, daß ich Euch Jakob Nikolajewitsch nenne!"

„Bitte Euch, Phoma Petrowitsch!"

„Große Ehre, Jakob Nikolajewitsch; Sie sind ein sehr lieber Herr! Sehen Sie, wenn man 25 Jahre auf der großen Straße gelebt hat, den ganzen Tag zu Hause sitzen mußte, Nachts keine Ruhe hatte — bald kömmt ein Feldjäger, und man muß bei der Hand sein, bald ein General, der in den fünf Minuten nach allem Möglichen frägt, bald ein Moskauer Großer, dem man aus allen Ecken Pferde auftreiben muß, — der Rock kam niemals vom Leibe, die Stiefeln hängen Jahr aus Jahr ein an den

Füßen — da wird man früh alt. Und dann, wenn der Kaiser durchfährt, Jakob Nikolajewitsch, das ist schlimmer, als eine Parade, und die macht doch auch viel zu schaffen. Da muß man die Pferde einfahren, dabei stehen, daß sie ordentlich gewaschen, gut gefüttert werden, zwanzigmal muß man sie die Station fahren lassen, damit sich der Jemtschik gewöhne, keine Minute zu früh noch zu spät anzukommen; dann hat man mit dem Geschirre zu thun, die Leutchen müssen ja jedesmal von neuem lernen, im Augenblick umzuspannen. Nein, Jakob Nikolajewitsch, das ist geradezu eine Campagne, und die funfzig Rubel Belohnung, die der Kaiser auf jeder Station giebt, und von denen der Starost und die Jemtschiki auch noch ihren Theil verlangen, sind sauer verdient!"

Were Pawlowne trug Warenije auf, in Zucker gekochte Himbeeren und Erdbeeren, und die köstlich duftenden, aromatischen Steinbeeren, die im nahen Moore reichlich wuchsen. Der Alte unterbrach seine postmeisterlichen Erinnerungen, und nöthigte den Gast, indem er die trefflichen Eigenschaften seiner Frau rühmte.

„Sie versteht es, wie besser in Kiew keine. Ist bei ihrer Mutter in der Schule gewesen, die im ganzen Gouvernement bekannt ist wegen ihrer Warenije. Und Nalivke (Obstbranntwein) hat sie — warum

hast du uns nicht von deiner Rebinovke (von den Beeren der Eberesche bereiteter Obstbranntwein) gegeben?"

Die junge Frau, die Sehnsucht gehabt hatte, den Geliebten zu sehen, eilte nach einem langen Blicke wieder hinaus, um das Verlangte zu holen.

„Was ich sagen wollte, Jakob Nikolajewitsch! — aber essen Sie, verachten Sie meine Frau nicht! so, nehmen Sie von ihren Steinbeeren! Ja, das war jedes Mal eine schwere Zeit, wenn der Kaiser nach Moskau fuhr. Und die vielen Posten vor- und nachher, das ging — nie kamen die Pferde in den Stall, wurden mager, daß sich Gott erbarm! Das ist jetzt anders, seit dieser Teufels-Samowar (Teufels-Theemaschine nannten die Bauern die Locomotive) auf der theuren Eisenbahn die Menschen fortschleppt. Hat den Jemtschikis das Brodt genommen, Jakob Nikolajewitsch. Das ist ein Elend, wenn man jetzt die Dörfer sieht, wo hunderte von Familien von ihren Postpferden lebten. Viele sind weggezogen, und die Häuser stehen leer; andere dachten, sie könnten von Frachtfuhren leben, und blieben; aber jetzt bringen sie ja Alles mit der Eisenbahn nach Petersburg. Nun ist die Noth gekommen, und die Leute legen sich auf's Stehlen. 'S ist jetzt so unsicher auf der großen Straße, wo früher alles lebte

und lustig war, daß man sich bekreuzen muß, wenn man eine Station glücklich hinter sich hat."

„Ja," sagte Jakob Nikolajewitsch, der endlich einmal zu Worte kam; der Alte hatte selten Gelegenheit zum Schwatzen, und beutete sie aus. „Habe auch gehört, daß neulich Gregor Iwanowitsch des Abends schnell von Novgorod nach Petersburg fahren mußte. Ein Zug ging erst den andern Morgen, da blieb ihm nichts übrig, als Postpferde zu nehmen. Kaum hat er Tschudowa hinter sich, da kommen Kerle mit Knitteln und fallen die Pferde an; der Jemtschik läuft davon, die Kerle reißen Gregor Iwanowitsch vom Wagen, nehmen ihm Alles ab, was er bei sich trägt, seine Uhr, sein Geld, seine Reisetasche, prügeln ihn derb durch, und lassen ihn liegen. Er mußte sich, als er wieder zu sich kam, selber nach der Station fahren, denn sein Jemtschik blieb verschwunden!"

„Um Gott, hat er denn nicht Anzeige gemacht?"

„Freilich, aber was hilft das? Der Ispravnik ist hingefahren, hat die Sache untersucht; nichts konnte er herauskriegen. Nu, wißt Ihr, Phoma Petrowitsch, die Sache hat vielleicht ihren Grund. Der Gregor Iwanowitsch, der seine Bauern in Lipkowa arg mißhandelt hat, ist in der ganzen Gegend so verhaßt, daß man ihm auflauerte, um ihm eins

anzuhängen. In Petersburg wird er kein Wort von den Prügeln sagen und lieber von der ganzen Geschichte schweigen."

„Hm, hm! Was das für Zeiten sind! — Nun Gott sei Dank, Were, daß du die Rebinovke bringst. Da, Jakob Nikolajewitsch, probiren Sie; Sie sind ein Kenner, wie sie sagen."

„Eure Gesundheit, Were Pawlowne!" — Die junge Frau dankte mit warmen Blicken. Sie wünschte ihren Mann weit weg, aber der hätte jetzt, wo er in's Schwatzen gekommen war, um keinen Preis den Gast verlassen. Für ihn war die neue Bekanntschaft ein köstlicher Fund, und er hoffte ihn ungeschmälert zu genießen. Jakob Nikolajewitsch sprach eben den Ton, der ihm behagte, war ungenirt, und legte keine Gène auf.

„Nun, was sagen Sie zu der Rebinovke?" frug der Postmeister, der mit der Zunge die letzten Tropfen des süßen Schnapses von den Lippen leckte. „Ja, Weres Recepte sind gut. So einfach die Geschichte aussieht, eine jede kann sie doch nicht machen. Die Beeren müssen den ersten Frost gekriegt haben, wenn sie gebraucht werden, und dann muß das richtige Maaß in den Spiritus gelegt werden, sonst wird's zu herbe, oder zu süßlich. 'S ist doch ein schönes Land, unser Rußland! Alles ist bei

uns, und wir verstehen Alles zu gebrauchen. Man sagt, daß die Nemzi gar nicht verstehen, solchen Schnaps zu machen; vielleicht haben sie die Beeren nicht dazu, vielleicht nicht so starken Spiritus. Ihr müßt das wissen, Jakob Nikolajewitsch, Eure Mutter ist eine Nemke, und Ihr war't wohl auch außer der Grenze in Germanien?"

„War, Phoma Petrowitsch, aber in jungen Jahren, habe Alles vergessen, erinnere mich nur noch des Großvaters — er ist vor Kurzem gestorben — ein schöner Mann, der niemals lachte, immer schwarz angezogen war wie ein Pastor; wir durften nie sprechen in seiner Gegenwart, und verkrochen uns jedes Mal, wenn er kam."

„Da, das sind die Nemzi — sind alle gelehrt; man sagt, die Kinder müssen in die Schule gehen, sobald sie laufen können, und zehn Jahre hintereinander. Bei uns ist's besser; wir lernen gerade so viel, als wir brauchen, und was einer nicht braucht, lernt er nicht. Hab' meine Sache doch auch verstanden, und bin in keiner Klasse gewesen. In den Buchstaben lernte ich bei der Mutter, und das Schreiben hat mir der Dessätski beigebracht."

„Aber wie fandet Ihr Euch mit den Briefen zurecht, die auf der Post abgegeben wurden?"

„I, das ist schon nicht schwer, Jakob Nikola-

jewitsch. In unserem Ujesd (Kreis) kannte ich jedes Dorf, und wußte, wem der Brief zukam, und einen Brief anders wohin, den schickt man nach Petersburg, da müssen sie wissen, was sie damit anzufangen haben."

Nach Phoma's Beschreibung seiner Amtsverwaltung war er ein gewandter Beamter gewesen. Die Langsamkeit der Briefbestellungen im Innern Rußlands ermüdet sonst jede Geduld. In den Hauptstädten wird schnell expedirt, weil der Postmechanismus, bis in die untersten Sphären hinab, in gewandten und geschickten Händen ist, und die Controle unaufhörlich wacht. Aber im Innern werden die Briefe gewöhnlich rathlos hin und her geschickt; man weiß nicht, wo hinaus damit. Dazu kömmt die gränzenlose Nachlässigkeit der Beamten, ihre Indiscretion, ihre Bosheit auch zuweilen. Die Briefe liegen im Fenster unbewacht; jeder Eintretende kann sie in die Hand nehmen, lies't die Adressen, und wenn ihm sonst daran liegt, erbricht er sie, wirft sie erbrochen zurück, oder unterschlägt sie. Selbst in Städten mittlerer Größe, wo Hauptpostämter sind, kommen Unordnungen und Mißbräuche der Art vor. Vieles wird in dieser Beziehung auf Rechnung des Spionirsystems gesetzt, was nur Folge der Schlechtigkeit der Postbeamten ist. Die Postmeister lassen

es eben so gleichgültig geschehen, daß Zeitungspackete von Fremden geöffnet werden; ja sie gehen mit dem schlechten Beispiele voran, wenn sie sich sonst für Politik interessiren. Natürlich, wenn eine „wichtige Person" der Empfänger ist, so hat man Respect; aber gewöhnlichen Privatleuten gegenüber genirt man sich durchaus nicht.

„Ihr seid ein kluger Mensch, Phoma Petrowitsch," antwortete der junge Mann, „aber das Klügste, was Ihr in Eurem Leben gethan habt, ist, daß Ihr Euch die hübsche Frau genommen habt."

Were Pawlowne mischte sich in das Gespräch, das jetzt auf Wirthschaft überging; man sprach von den Kostowschen Bauern, die die Herren spielten und besser lebten als mancher Pomeschtschik; von den Ernteaussichten; von der Verwaltung der benachbarten Kronswäldereien, um die sich kein Mensch bekümmerte. Phoma erzählte seine Jagdabenteuer, wie er im vergangenen Winter einen Bären geschossen habe, holte das Fell hervor, zeigte die Stelle, wo die Kugel eingedrungen; die Frau mußte sagen, wie sie die Bärenschinken und die Zunge geräuchert, die Pfoten eingekocht habe. Dabei ward der Rebinovke fleißig zugesprochen, und der alte Postmeister wurde so heiter, daß er es nicht merkte, wie hinter

seinem Rücken Monsieur Jacques der Frau Küsse zuwarf und Zeichen gab.

Seit diesem ersten Besuche kam Jakob Nikolajewitsch oft ins Haus. Der Alte merkte natürlich nicht, daß die Ehre des Besuchs seiner Frau galt, die mit jedem Tage hübscher und liebenswürdiger wurde. Der junge Mann langweilte sich jedoch bald an den ewigen Postmeister-Geschichten, und zog das Zusammentreffen mit Weren im Walde vor, oder schlich durch den Garten in das Haus, damit der Postmeister, der gewöhnlich auf der andern Seite des Hauses war, so spät als möglich die Anwesenheit des Gastes erführe. Zuweilen, wenn der Alte gar nicht bemerkt hatte, daß Besuch da sei, nahm Jakob Nikolajewitsch denselben Weg zurück, und bei solchen Gelegenheiten mochte es vorgekommen sein, daß er sich die Füße im Teiche benetzte.

IV.

Die Generalin hatte keine Ruhe, seit sie das Geheimniß des Sohnes wußte. Zunächst ward es an Alexander Nikolajewitsch unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt. Dieser zuckte die Achseln. „Siehst du, er bessert sich nicht," antwortete

er. „Schick' ihn nach dem Kaukasus, daß endlich einmal etwas Ernstes mit ihm vorgenommen werde. Wir werden bestimmt Krieg haben; da braucht man Officiere, und er kann vielleicht durch die Veränderung der Lebensweise zu sich kommen."

Die Mutter seufzte, legte den Strickstrumpf in den Schoos — als Deutsche liebte sie zu stricken — und blickte zum Fenster hinaus auf den Kirchhof. „Wenn ich mich von ihm trennen sollte," dachte sie, „so würde bald dort drüben meine Wohnstätte sein."

Dann wieder suchte sie Sophien Iwanownen auszuforschen, ob diese die junge Frau nicht kenne. Sie wußte wenig von ihr zu sagen, denn Were Pawlowne verließ Kostowa nur um die Kirche zu besuchen, und ihr Dorf war in Marino eingepfarrt. Nun hätte die Generalin gar zu gern die Geliebte ihres Sohnes gesehen, und lauerte auf eine Gelegenheit dazu.

„Du besuchst ja alle Tage den dimittirten Postmeister in Kostowa" sagte sie eines Morgens zu Jacques. „Ist der Mann so interessant, so lade ihn doch ein, dich auch zu besuchen."

Jakob Nikolajewitsch, der rauchend im Zimmer auf und abging, blieb stehen und sah seine Mutter verwundert an. Er begriff nicht, wie sein Geheimniß verrathen sei.

„Thu nur nicht, als wäre es nicht wahr. Ich weiß längst, daß du seiner Frau den Hof machst. Weißt du, übermorgen ist mein Geburtstag. Weil dein Bruder noch hier ist, will der Vater durchaus den Tag feiern, der Garten soll illuminirt werden. Es sind viele eingeladen, da kannst du deine neue Bekanntschaft auch auffordern, herüber zu kommen."

„Die gehören nicht her," antwortete Jakob Nikolajewitsch, und verließ das Zimmer.

Er ritt wie gewöhnlich Nachmittags hinüber nach Kostowa.

„Eh, eh! Jakob Nikolajewitsch," rief ihm Phoma entgegen; „sie sagen, übermorgen werde bei Euch ein großer Festtag sein. Euer Väterchen hat heute herübergeschickt, um Talglichte Pudweise beim Krämer kaufen zu lassen. Der Diener hat erzählt, es werde chinesische Illumination sein, und die Jugend werde tanzen."

„'S ist der Geburtstag meiner Mutter, und die Nachbarn sind eingeladen," sagte Jacques.

„Ach, Phoma Petrowitsch," bat die junge Frau, „es wäre gütig von dir, wenn du mir das zeigtest. Niemals habe ich eine Illumination gesehen. Wir könnten gegen Abend hinüberfahren, und Jakob Nikolajewitsch ließe uns in den Garten ein. Man wird nichts merken, wenn so viele Fremde da sind."

„Was, Were Pawlowne," unterbrach sie Jacques, „Ihr wollt das Fest sehen? Da braucht Ihr nur zu kommen; meine Mutter sagte noch heute, ich sollte Euch und Euren Mann einladen."

Von dem Augenblicke an, wo er sah, es würde der jungen Frau Vergnügen machen, dachte Jakob Nikolajewitsch nicht mehr daran, daß er seiner Mutter ihre Einladung grob abgeschlagen hatte, und als Phoma Petrowitsch jetzt Einwendungen dagegen machte, so bestand Jacques erst recht darauf, daß die beiden kommen sollten. Phoma willigte ein. Were Pawlowne war kindlich froh. Die Toilette, die sie anlegen wollte, ward besprochen, und der Rath ihres einzigen Rathgebers über jeden Gegenstand gefordert. Jakob Nikolajewitsch hatte freilich keinen geringen Schreck, als Were das schwere, großgeblümte, seidene Brautkleid hervorholte, das sie anzuziehen gedachte; aber die junge Frau gab so bereitwillig nach, ließ sich andachtsvoll auseinandersetzen, was zum Anzuge passe, was geändert werden müsse, wo eine Schleife hinkommen müsse u. s. w. Es wurde beschlossen, daß morgen eine Probe gehalten werden solle, wobei Jakob Nikolajewitsch den Dienst einer Kammerjungfer versehen würde. Da die beiden mit so wichtigen Dingen beschäftigt waren, und für nichts weiter Ohren hatten, so entfernte sich

Phoma, um seinerseits ebenfalls Vorbereitungen für die festliche Ausfahrt zu treffen. Er war im Grunde genommen froh, daß er in die vornehme Gesellschaft kommen werde, und wenn er auch in seiner Bescheidenheit niemals darüber nachgedacht hatte, daß es Zurücksetzung sei, wenn Jakob Nikolajewitsch ihn nicht zu sich eingeladen habe, so hatte er doch Stolz genug, um zu denken, daß er in seiner wohlerhaltenen Postmeisteruniform, mit der Dienstschnalle auf der Brust, eine ganz stattliche Erscheinung in der Welt abgebe.

Der Geburtstag kam. Nikolay Alexandrowitsch hatte von jeher diesen Tag, der zwischen die Heu- und Kornernte fiel, patriarchalisch gefeiert. Die Bauern hatten keine Frohnden zu leisten; des Morgens wurde in der Kirche ein feierliches Tedeum gelesen; dann kam der Pope herüber und hielt ein Gebet im Hause ab, weihte mit gesegnetem Wasser alle Räume, und vorzugsweise die Betten des Hauses ein, und ward ihm nach der Ceremonie ein Frühstück vorgesetzt, das er, allein am Tische sitzend, verzehrte. Dem Diatschok und den Sängern wurde im Corridor aufgetischt. Um 12 Uhr versammelten sich die Bauern auf dem Hofe; hier waren lange Tische gedeckt, und Fleischkuchen, Fleisch und Brodt, Branntwein und Bier war aufgetragen, und wurde mit

jenem ruhigen Anstande verzehrt, der den Großrussen charakterisirt. Der Russe ist mäßig im Essen, und genießt sein Mahl gar nicht gern stille. Er liebt es, dabei heitere Witze zu machen. Aber in Gegenwart der Herrschaft geht es ruhiger her; da wird eine gewisse Würde bewahrt. Nachher kamen die Weiber und Mädchen, brachten Geschenke, schmale, grobe, selbstgesponnene und gewebte Leinwand, die Feodore Petrowne als Fußdecken gebrauchte; gestickte Handtücher, die am Theetisch und in der Küche verwendet wurden; Hühner, Eier, Grütze — geringe Gaben, für die ein Gegengeschenk an Geld erfolgte. Dann ward gesungen und getanzt, geschaukelt und geklettert; Nikolay Alexandrowitsch hatte eine Schaukel und Kletterstange in seinem Hofraum aufstellen lassen. Den Garten durfte niemand betreten, weil Blumen und Obst in Gefahr gerathen wären. Meistens dauerte jedoch das Fest nicht lange. Es kam vor, daß der General über irgend etwas ärgerlich wurde, über Bemerkungen seiner Frau, daß die Gesänge zu monoton seien, oder daß man schwindlig werde, das ewige Schwingen der Schaukel zu sehen; oder die jungen Burschen wurden zu laut, — und dann ward mit einem Male die ganze Gesellschaft weggejagt. Daher kam es denn auch, daß dies Fest keinen dauernd wohlthuenden Eindruck bei den Bauern

zurückließ, der Festgeber machte seine Gastlichkeit durch schließliche Grobheit wett.

In diesem Jahre hatte die Anwesenheit des ältern Sohnes zugleich gefeiert werden sollen, und es war beschlossen worden, statt der Bauernspeisung einen Ball und Illumination zu veranstalten. Eine Menge Papierlaternen waren angefertigt worden, und in der Scheuer, wo das Atelier aufgeschlagen war, standen blaue, grüne, rothe, gelbe, weiße Laternen von allen Größen und Formen, zu Hunderten. Die anstelligen Bauern, die dabei beschäftigt gewesen waren', hatten die leichte Arbeit in kurzer Zeit begriffen, und sie um so lieber gemacht, weil sie auch ihnen Vergnügen bringen sollte. In den letzten Tagen hatte die Generalin im Hause gewirthschaftet, scheuern, putzen, kochen lassen — wobei Sophie Iwanowne vor Eifer kaum dazu gekommen war, ein Prischen zu nehmen, und über ihre Thränenfistel zu klagen. Der General hatte den Garten in Ordnung bringen lassen, Pfähle waren eingerammelt, Nägel eingeschlagen, Schnuren gezogen worden, damit die Laternen Abends leicht aufgehängt werden könnten. Jetzt war Alles bereit; die Bauern hatten ihre Instructionen empfangen, wie und wo sie die Laternen hängen, und die Lichte anzünden sollten; dem Starosten war die Rolle des Oberfeuerwerkers zugewiesen.

Der Morgen gehörte der Kirche; der Mittag vereinigte nur die Familie bei Tische. Die Generalin hatte es als ein Festgeschenk angesehen, daß Jakob Nikolajewitsch ihr den Besuch des Postmeisters mit seiner Frau ankündigte. Sie war heiter; Nikolay Alexandrowitsch hielt in Gegenwart seines älteren Sohnes, soviel es nur ging, an sich, um nicht aufzubrausen; aber die Unruhe, daß nicht Alles glatt gehen werde, plagte ihn; er that tausend Fragen an den Diener, ob wirklich jeder seine Pflicht gethan habe. Der ältere Sohn, der seinen Auftrag in Lipkowa geendigt hatte, wollte andern Tages abreisen, und freute sich dessen. Er erzählte, um den Vater zu zerstreuen, daß der Ispravnik ihm für bestimmt gesagt habe, die Leute, die vor einigen Wochen den Senator Gregor Iwanowitsch auf der Chaussee überfallen hätten, seien Bauern aus Lipkowa gewesen; daß aber niemand gestraft werden könne, weil die Schuldigen nicht zu ermitteln seien, und übrigens der Senator die Strafe verdient habe. Der General hörte nur mit halbem Ohre hin. Jakob Nikolajewitsch sprach kein Wort. Er war ungeduldig; denn nach Tische wollte er noch nach Kostowa reiten, um die Toilette Weres in Augenschein zu nehmen.

Gegen Abend kamen die Gäste. Es war

eine buntscheckige Gesellschaft, man hätte glauben sollen, eine Maskerade. Officierchen aus Petersburg glänzten in galanten Uniformen; Pomeschtschiks, die früher gedient hatten, staken in altmodischen, epaulettelosen Uniformüberröcken; Civilbeamte hatten nicht ermangelt, dem Flügeladjutanten ihre Orden zu zeigen; Familienväter trugen den Frack zur Schau, der einmal im Jahre, in der Osterwoche, bei Beichte und Abendmahl figurirte. Und erst die Damen — in allen Jahrgängen des Modejournals! Die Petersburgerinnen waren schlicht und einfach angezogen, aber der Schnitt der Kleider kam aus den ersten Modemagazinen; sie wußten, daß eine leichte Sommertoilette keinen Schmuck verträgt, und höchstens zeichnete ein schwarzes Sammetbändchen mit einem Kreuze die Weiße des Halses; statt der künstlichen Blumen hatten sie Gartenblumen im Haar, wohl gar Wiesenblumen, und Elisabeth Andrejewne hatte eine weiße Wasserlilie mit gelben Staubfäden in ihr schwarzes Haar geflochten. Hingegen die Landschen, — die hatten hervorgekramt, was nur Schrank und Kommode und Schmuckkästchen besaß. Schwerstoffige Kleider, in steifem Schnitte, schleppend und starrend; Spitzen aller Orten, Aufsätze von Pariser Blumen, in Farben die weder zum Haar noch zum Kleide paßten; Bernsteincolliers auf den

fetten Hälsen, Broschen an der vollen Brust, Ringe über den Handschuhen, Armbänder — alles ward zur Schau getragen bei der günstigen Gelegenheit, die ererbten Reichthümer zu zeigen. Ein drolliger Anblick, den gegenseitigen Eindruck auf den Gesichtern zu lesen. Die Provinzdamen waren ganz verwundert, daß sie die einzigen seien, die in gehörigem Staate, mit allen Ehren auftraten; die Petersburgerinnen schienen ihnen so schlecht, so wenig angezogen, daß es eine Beleidigung für die Wirthin wäre. Diese hingegen konnten das Lachen kaum zurückhalten, wenn sie die ungraziösen Bewegungen der überladenen L a n d s c h e n sahen.

Elisabeth Andrejewne stand in der Mitte einer Gruppe eleganter Officiere, und machte laute Bemerkungen über die Gäste. Sie hatte längst Gewißheit darüber gewonnen, daß die Generalin den Obersten gegen sie umgestimmt habe. Mit schadenfroher Miene sah sie das bunte Volk an, das übertriebene Gastlichkeit in diese Räume zusammengewürfelt hatte, und suchte die Tactlosigkeit der Wirthin bemerklich zu machen, die, um nur den Saal zu füllen, die ganze Gegend herbeibeschworen hatte. Sie lauerte auf eine Gelegenheit, der Generalin einen Streich zu spielen, und als sie den Obersten sah, der sie seit jener Zeit ängstlich ge-

mieden hatte, regte sich die Lust zur Rache lebendiger.

„Was kommt dort für eine Vogelscheuche mit einer dicken grünen Birne am Arme?“ frug sie, als der Postmeister mit seiner Frau eintrat. Jakob Nikolajewitsch war ihnen entgegengegangen, um sie den Eltern vorzustellen.

„Der Alte ist bocksteif, und dient in keinem Regimente mehr,“ bemerkte ein Lieutenant, „den Kopf kann er kaum rühren in der hohen Halsbinde. Aber die Frau ist nicht ganz häßlich.“

„Hat sie schon Gnade gefunden vor Ihren Augen, Modeste? Bei Ihnen braucht es freilich nicht mehr als eine spitze Nase, einen rothen Mund, ein bischen Jugend, und einen schmachtenden Blick — gerade wie sie jetzt dem Jakob Nikolajewitsch einen zuwirft — und Sie sind verliebt bis über die Ohren.“

„Elisabeth Andrejewne, Sie thun sich Unrecht. Wer denkt neben Ihnen an solch ein Kind!“

„Kind, die ein Kind! Modeste! Die Frau ist mindestens ihre fünfundzwanzig Jahre alt. Das sieht man ihr freilich an, daß sie zum ersten Male in einen Salon tritt; sie weiß nicht, wo sie die Augen lassen soll, — da sieht sie wieder den Mon-

sieur Jacques verliebt an. — Möchte wohl wissen, was sie der Feodore Petrowne antwortet. Sie wird ganz roth. Nun das ist klar, Jacques ist ihr Geliebter, und hat sie Gott weiß wo entdeckt. Rufen Sie doch den Don Juan nachher zu mir; ich will ihn in's Gebet nehmen."

Modeste entfernte sich und suchte Jakob Nikolajewitsch auf, der widerstrebend der Aufforderung, zu Elisabeth Andrejewnen zu kommen, folgte.

„Ich mache Ihnen mein Compliment," sagte diese zu ihm. „Sie haben wieder ein Meisterstück gemacht."

Das junge Mädchen hatte so wenig Mädchenhaftes an sich, sie sprach und urtheilte so ganz wie eine Frau, über alle Verhältnisse, alle Personen, ohne Rückhalt und Schonung, daß sie selbst Jacques, der wenig zart fühlte, abstieß.

„Ich verstehe nicht, wovon Sie reden, Elisabeth Andrejewne!"

„Verstellen Sie sich nur nicht. Glauben Sie, daß ich nicht gleich begriffen habe, daß Sie der Lehrmeister der jungen Frau dort im grünen Musselinkleide gewesen sind? Daß sie verliebt ist in Sie, sah ich auf den ersten Blick; daß sie, die in irgend einem Dorfe aufgewachsen ist, nicht allein so

viel Geschmack hat, um sich einfach anzukleiden, versteht sich von selbst. Der Storch, ihr Mann, hat ihr aus der Höhe seiner Halsbinde herab keinen Rath geben können. Das ist Ihr Werk. Also gestehen Sie, und bekennen Sie, wo Sie den Fang gemacht haben!"

„Ihnen bleibt nichts verborgen. Also! ..."

„Aber die Wahrheit bekannt," unterbrach das junge Mädchen scherzhaft drohend.

„Nur die Wahrheit," versicherte lachend Jakob Nikolajewitsch. „Also seit ich in Verzweiflung vor Ihrer Tugend den Entschluß gefaßt habe, mich vor den dunklen Blicken Ihres Auges zu retten" —

„Ach, was schwatzen Sie da für dummes Zeug! Aller Welt haben Sie schon die Cour gemacht, mir noch nicht. Ich sehe schon aus Ihrer Miene, Sie werden nichts bekennen. Gehen Sie zu Ihrer Creatur! Ich werde schon Wege finden, Alles zu erfahren."

Jacques war froh, sich entfernen zu können. Elisabeth ging mit einigen Herren absichtlich in der Nähe des Obersten auf und ab, so daß dieser nicht umhin konnte, sie zu begrüßen. Sie hatte nur darauf gewartet, und sprach unbefangen, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen. Nach einigen Wor=

ten frug sie ihn, ob er das Ehepaar nicht kenne, und auf die verneinende Antwort, bat sie den Obersten, die Bekanntschaft des Alten zu machen, um zu erforschen wer er sei, wo er lebe u. s. w. Der Oberst versprach es.

Als es dunkelte, wurde der Garten illuminirt, und bot mit seinen schimmernden Laubgängen einen freundlichen Anblick dar. Der Garten zog sich weit hinab bis zu einer kleinen Schlucht, in welcher im Frühjahr die Wässer von den Feldern sich sammelten und einen Ausweg nach dem Bache brachen. Die Hauptalleeen waren schnurgerade, mit alten Linden und Ebereschen bepflanzt; aber in den später angelegten Nebenwegen und ihren Sträuchergruppen war der moderne Geschmack erkennbar. Am Ende des Gartens, auf dem Abhange der Schlucht, hatte Jakob Nikolajewitsch sein Birkenhäuschen angelegt, hinter einer dichten Baumgruppe.

Von den Gästen sahen die Mehrzahl der Illumination aus den Fenstern und vom Balkon herab zu. Der Abend war kühl, und fast eisige Luft wehte an den offenen Stellen aus dem Thale herüber, wo ein dichter Nebel über dem Bache lagerte. Die vom Tanze erhitzte Jugend wagte sich nicht hinaus, und nur Nichttänzer konnten den Gar-

ten durchwandeln, an dessen Geländer eine dicht gedrängte Bauernmenge neugierig und lärmend sich herumtummelte, während der Starost mit seinen Unterfeuerwerkern sorglich nachsah, daß nicht der leise wehende Wind die Laternen in Brand steckte.

Were Pawlowne war glücklich, als ihr Jakob Nikolajewitsch zuflüsterte, sie solle in den Garten kommen, wo er ihrer warten würde. Das arme Kind langweilte sich in ihrer Verlassenheit; nachdem die Generalin die Neugierde an ihr befriedigt, war sie sich selber überlassen worden. Zu tanzen wagte sie nicht. Unbemerkt, wie sie glaubte, näherte sie sich jetzt der Thüre, die in den Garten führte. Aber Elisabeth Andrejewne hatte nicht nur Jacques Verschwinden, sondern auch die ängstliche Bemühung der jungen Frau, die Thüre zu gewinnen, wahrgenommen. Sie sah, wie der Oberst mit dem alten Postmeister sprach, und in dem Augenblicke, als Were Pawlowne in den Garten hinuntertrat, eilte das junge Mädchen zum Obersten hin, und forderte ihn auf, sie in den Garten zu begleiten. Dieser war bereit. Der Postmeister wollte zurücktreten. „Nein, nein!" rief Elisabeth, „kommt nur auch mit! Ich fürchte mich, mit dem Obersten allein zu sein, und Ihr werdet mich beschützen!" Es

drängten sich junge Leute hinzu und boten ihre Begleitung an; aber lachend wurde ihnen der Bescheid gegeben, daß man schon an den beiden alten Liebhabern genug habe.

Erst draußen im Freien stellte der Oberst den alten Postmeister vor. Phoma Petrowitsch war selig. Er fühlte sich gehoben durch die Ehre, daß der Oberst seine Bekanntschaft gesucht habe, und auf seine Geschichten mit aufmerksamem Ohre gehört habe. Jetzt machte er gar die Bekanntschaft eines jungen Fräuleins, das von allen vornehmen Herrchens ausgezeichnet ward. Er marschirte wie im Taumel, und bog den Kopf in seiner Halsbinde hin und her, wie ein Storch, der nach Fröschen sucht, seinen Kopf auf- und abschleudert.

Elisabeth Andrejewne trat in die Hauptallee ein, und ihr scharfes Auge glaubte unten am Ausgange das Paar, dem ihre Nachsetzung galt, zu entdecken. Bekannt mit der Localität, errieth sie, daß Jakob Nikolajewitsch die junge Frau in die Birkenhütte führe, und leitete dorthin auf Umwegen ihre Begleiter.

Mit der Ueberlegenheit, die sie besaß, frug sie den Postmeister aus über seine Gegenwart hier, und wußte aus den Antworten, die sie erhielt, bald ge-

nug, um das ganze Verhältniß zu durchschauen. Der Oberst begriff nicht recht, was er für eine Rolle bei dem kleinen Verhöre spiele, und schwieg. Als man in die Nähe der Hütte kam, ließ Elisabeth das Gespräch absichtlich einschlummern, so daß sie lautlos vor der Thüre der Hütte standen, durch die der Schimmer einiger Laternen drang. Mit einem Schlage öffnete sie die Thüre — und ....

Kreischend riß sie den Arm des Obersten an sich und eilte davon. Der alte Postmeister stand einen Augenblick wie versteinert; dann stürzte er in die Hütte, und rannte gleich darauf, seine schluchzende Frau an der Hand, davon. Ohne den Saal wieder zu betreten, ließ er sein Wägelchen anspannen; die Frau hing zitternd an seinem Arme; es ging ihm nicht schnell genug, bis alles fertig wurde; schon kamen einige Officiere in den Hof und er hörte laute Bemerkungen, — denn mit Blitzesschnelle hatte sich die Kunde des Abenteuers im Saale verbreitet — endlich waren die Pferde angeschirrt, die Frau in den Wagen gehoben, und ohne sich umzublicken fuhr der alte Mann zum Thore hinaus.

Jakob Nikolajewitsch war denn doch ärgerlich über die Entwickelung seines Romans. Langsam am er aus der Hütte hervor; draußen brach er

eine Ruthe von einem Strauche, und hieb damit um sich; in seinem Aerger zerpeitschte er ein Paar Laternen, und ging, ohne zu wissen, daß er sich dem Hause nähere, in einer Allee vorwärts. Sein Bruder kam ihm entgegen, und faßte ihn unter den Arm.

„Geh jetzt nicht in den Saal; alle Welt spricht von dir, und lacht über dich. Die dumme Dirne hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als zu erzählen, wo und wie sie dich gefunden hat. Das ist nun wieder einer von deinen Streichen, der ein trauriges Ende hat. Ich glaube zwar nicht, daß der alte Postmeister seiner Frau etwas zu Leide thun wird; danach sieht er nicht aus; und am Ende muß er sich sagen, daß er sein Schicksal heraufbeschworen hat. Er wird sich trösten mit manchem andern, dem es ebenso ergangen ist. Aber für die Eltern ist die Sache unangenehm. Du scheuchst die Menschen hinweg; der Oberst hat seine Kinder gerufen und will fortfahren; er mag sie nicht in einer Gesellschaft lassen, wo dergleichen vorkommen kann. Die letzte Freude, die die Mutter hatte, ein geachtetes Haus zu haben, die verdirbst du ihr noch. Komm doch endlich einmal zu dir! Hier kannst und darfst du jetzt nicht bleiben. Die Bauern sind böse auf dich gestimmt; sie haben es dir nicht

vergessen, daß du Schuld an Katty's Tode bist. Jetzt hast du nun auch die Herren und Damen gegen dich. Also fort mußt du! So fasse einen Entschluß und höre auf meinen Rath, nimm Dienst, und gehe in den Kaukasus!"

„Ach was," antwortete Jacqus, „mir ist Alles gleich! Dienst oder nicht! Gut, ich werde nach dem Kaukasus gehen. Mach's mit den Eltern ab. Aber schnell! Morgen reise ich nach der Stadt und reiche die Bittschrift um Dienst ein!" —

Die Thränen der Mutter flossen vergeblich. Mit derselben Leichtfertigkeit, mit welcher er ein Liebesverhältniß einging, trat Jakob Nikolajewitsch von neuem in den Dienst. Als er sich einmal die Reize des Kaukasischen Lebens ausgemalt hatte, ließ er sich nicht mehr halten. Trost hatte er für die weinende Mutter nicht, als höchstens den, daß er ja nicht aus der Welt gehe, und Unkraut so leicht nicht verderbe. Der ältere Bruder, der die Ausrüstung des Helden übernahm, ihm ein Regiment wählte, ihn mit Empfehlungen versorgte, war auch der Einzige, der die Mutter tröstete. Er stellte den guten Einfluß vor, den der Dienst in weiter Ferne, die gezwungene Selbständigkeit, der Ernst der Um-

gebung, und auch die Gefahren auf den jungen Mann haben würden, und versprach alles aufzubieten, damit, wenn Jacques sich gebessert hätte, er wieder in die Nähe der Mutter versetzt werde. Der Vater hatte längst bei sich beschlossen, dem Wiedereintritte Jacques in den Dienst nicht im Wege zu sein. Wenn es ihm auch nahe ging, daß seine Frau weinte; wenn auch sein Vaterherz litt — denn er hörte nicht auf, seine Kinder zu lieben — freilich nach seiner Art — so hatte er doch die Nothwendigkeit erkannt, daß Jacques sich entfernen müsse.

Nach vier Wochen verließ Jakob Nikolajewitsch die Heimath, um im Kaukasus ein neues Leben zu beginnen. Ob es ein besseres war? — Die Zukunft wird es lehren.

Wie Alexander Nikolajewitsch gesagt hatte — Phoma Petrowitsch tröstete sich. Seine Frau wurde bald wieder dick und fett, eine echte russische Matuschka. Sie trug wieder das Tuch um die Brust geknüpft, und die Haare in breiten Flechten über der Stirn.

Elisabeth Andrejewne triumphirte; sie hatte sich an der Generalin gerächt, und zugleich den Obersten mit ihr verfeindet. Denn Nikolay Ale-

xandrowitsch verzieh diesem nicht, daß er an jenem Abend mit seinen Töchtern eilig den Ball verlassen hatte, wodurch das Abenteuer noch auffallender gemacht worden war. — Das junge Mädchen bekam aber darum doch keinen Mann — und mag noch lange auf einen Freier warten.

Sechste Episode.

Verwandtschaftlich.

I.

Die alte Datiane Iwanowne, Katty's Großmutter, lebte ein trauriges Leben seit dem Tode ihrer Enkelin. Mit den Thränen, die sie geweint, war ihr letztes Augenlicht erloschen. Als die Tage wärmer geworden waren, ließ sie sich zuweilen von einer Magd auf den nahen Kirchhof führen, zum Grabe des armen, betrogenen Mädchens. Dort saß die Blinde stundenlang, ruhig und starr. Ging ein Bauer vorüber, und sah plötzlich hinter der niederen Kirchshofsmauer die verwitterte Gestalt, so prallte er entsetzt zurück, zog den Hut, und schlug ein Kreuz. Es deuchte ihm ein Leichenbild zu sehen, das der Gruft entgegenharrte, — aber die Lippen der Alten bewegten sich, und daß sie Gebete flüsterten, deutete doch zuweilen die zitternde Bewegung der Hand an, die ein Kreuz zu schlagen ver=

suchten. Einige Tage nach der Abreise seiner Söhne ging Nikolay Alexandrowitsch auf den Kirchhof, setzte sich der Alten gegenüber, und begann ein Trostgespräch. Die Alte erwachte wie aus tiefen Träumen, als sie die Stimme des Generals vernahm. Sie hörte ihm einige Augenblicke zu, dann unterbrach sie ihn mit wehmüthigem Tone:

„'S giebt keinen Trost für mich, und begehre ich auch keinen. Sie war mein Auge; jetzt erst bin ich ganz blind, seit man sie hier verscharrt hat. Ich habe im Leben viel Leid und Elend ausstehen müssen, und durch die am meisten, die mir Gott als die Nächsten gegeben hat. Unter allen war sie noch die Beste; — wie war sie lieb, als sie vor einem Jahre aus der Stadt kam! Wie freute sie sich, wieder in dem Schatten der Birken zu sein, unter denen sie als Kind gespielt, das Gärtchen zu pflegen, das sie als Kind angelegt. Sie pflückte mir Blumen, und nannte mir die Namen der duftigen Dinger, die ich ja nicht mehr sehen konnte. Sie führte die alte Großmutter in die Sonne; sie las ihr vor — Ihr, Nikolay Alexandrowitsch, waret so freundlich, und schicktet mir Zeitungen, und auch ein Buch von Zeit zu Zeit. Da lasen wir, und lasen wieder von neuem, als es zu Ende war; und immer war sie willig und be-

reit. Nachher, im Winter wurde sie freilich stiller; sie lachte nicht mehr, und manchmal, wenn sie des Abends eine Weile geschwiegen hatte, da war es mir, als hörte ich sie weinen. Ich konnte es ja nicht sehen; ich wußte nicht, ob sie sich abhärmte, ob sie bleicher wurde; ich konnte nicht in sie dringen, ob der Gram an ihr zehrte — denn Niemand verrieth mir ihre Noth. Erst ihr Tod hat mir gesagt, daß sie gelitten! Es war nur ein Kummer, den sie mir gemacht; aber ein unheilbarer! Nein, nein," fuhr die Alte lebhafter fort, als der General das Wort ergreifen wollte; „sprecht mir nicht, sagt mir nicht! Ich mag nichts wissen! Gott hat mich mit Blindheit gestraft, damit ich das Unheil neben mir nicht sehen sollte, damit ich nicht helfen sollte, wo eine Mutter — und ich war ja ihre Mutter — allein helfen kann. Es ist ein Wink von Oben, daß Alles so kommen sollte, wie es gekommen ist! Und weil ich denn blind war, als sie lebte, so will ich es bleiben, nun sie todt ist, will nicht einmal klar sehen in ihrem Unglücke, damit ich nicht dem zu fluchen brauche, der es verschuldet hat. Ich bin auf Erden zu nichts mehr da, als zu beten — und stört mich nicht hier, wo ich mit meinem Gott rede!"

Der General stand auf, kniete am Grabe des

jungen Mädchens nieder, betete ein kurzes Gebet, und entfernte sich dann mit den Worten:

„Möge Gott Euch einst Frieden geben in seinem himmlischen Reiche!"

„Ja!" murmelte die Alte, als sie die Tritte des Fortgehenden in der Ferne hörte, „gebe mir Gott seinen Frieden, und bald!"

Dann sank zurück in ihre Ruhe, und betete still, wie zuvor.

Nikolay Alexandrowitsch trat beim Popen ein, um mit diesem über die Alte zu reden.

„Ew. Excellenz," sagte der Pope, nachdem der General auf einem großen Lehnstuhl Platz genommen, während er selbst in Ehrerbietung vor dem Gaste stehen blieb, „'s ist ein eigen Ding um die Datiane Iwanowne. Ich glaube, sie ist, wollen Sie gütigst entschuldigen — sie ist verrückt. In die Kirche ist sie schon lange nicht gegangen, und zu Hause bei sich, läßt sie mich auch nicht beten, wie sonst wohl. Ich wage es nicht, sie zu besuchen, ohne daß sie mich rufen läßt. Aber was ich von ihren Leuten höre — nun, sein Sie so gnädig, zu entschuldigen, es sind meine Nachbaren, und ich spreche zuweilen mit ihnen — das ist nicht gut. Früher hat sie manchmal gezankt und gescholten; nichts war ihr recht; das arme Kind, die Katty —

Gott sei ihr gnädig — hat's anfangs auch schwer gehabt, bis sie sich an die Eigenheiten der Alten gewöhnte — aber seit ihrem Tode läßt sich Datiane alles gefallen, sagt kaum ein Wort, sitzt zu Hause stumm, stumm, wie dort auf dem Kirchhofe; ißt und trinkt kaum. Um Gottes willen, Ew. Excellenz, das ist nicht christlich! Wen der Herr in seinem Zorne straft, der muß es tragen, wie es unsere Mutter Kirche befiehlt, mit Wehklagen vor Gott, mit Weinen und Niederwerfen vor dem Altare! Warum will sie sich nicht durch die heilige Beichte das Herz erleichtern? Warum verlangt sie nicht nach mir, der ich dazu bestellt bin, die Wittwen und Waisen zu trösten?"

Der Pope warf sich in die Brust, in verletztem Ehrgefühl. Ein kleines, kurzes Hüsteln, das er während der Rede mühsam unterdrückt hatte, brach hervor. Nikolay Alexandrowitsch sah starr vor sich hin. Was konnte er für Beistand im Trosteswerke von diesem rohen Menschen erwarten, dem die Religion nichts als todtes Formelwerk war; der die psychische Umwandlung der Leidenden, ihr mühseliges Entgegenreifen zum erlösenden Tode für Verrücktheit ansah?

„Geht zu ihr, Väterchen," sagte er nach einer Pause. „Viel werdet Ihr nicht helfen können; es

drängt die Alte von dieser Erde fort, und bald wird sie unten sein, wohin wir alle müssen. Sucht sie zu bewegen, daß sie beichtet, damit sie nicht ohne den Segen der Kirche von hier scheidet. Sprecht nicht von Katty mit ihr. Redet ihr von ihrem Tode, dann wird sie euch am besten verstehen."

„Sie befehlen, Ew. Excellenz," sagte der Pope, „und ich werde gehorchen. Aber wenn sie nicht beichten will, was kann ich thun?"

„Ei was," antwortete der General. „So kommt Ihr wieder, bis sie hört."

„Ew. Excellenz" — ein Hüsteln unterbrach ihn von neuem — „wenn ein Pferd störrisch ist, so züchtigt man es mit der Peitsche, bis es folgt. Aber den Menschen, wenn er störrisch ist, kann man nicht zwingen. Er hat Willen, das Thier hat nur Gefühl. Das Thier widersteht dem Schmerze von außen nicht; der Mensch widersetzt sich dem Worte der Vernunft."

„So laßt nicht ab, bis Ihr sie überredet habt. Könnt Ihr nicht eine schwache Alte bewegen! Macht auf jeden Fall den Versuch, und berichtet mir über den Erfolg."

Der General verließ den Popen, der ihm beim Abschiede den Segen zu geben nicht ermangelte.

Am andern Morgen bei der Frühmesse segnete der Pope eine Presvyra auf Datianens Namen ein. Die Presvyra ist ein kleines rundes, gesäuertes Weizenbrodt, das oben mit den Initialen des Namens des Erlösers bedruckt ist. Unter Gebeten wird zuerst bei Anrufung des dreieinigen Gottes ein dreikantiges Stück herausgeschnitten, und nachher unter Anrufung der Heiligen so oft ein kleineres Stückchen herausgeschnitten, als Heiligennamen genannt werden. Diese Stückchen werden zur Meßfeier in den mit Wasser verdünnten Wein gelegt. Das Brodt empfängt nachher derjenige, auf dessen Namen oder auf dessen Geheiß es gesegnet wurde, und es wird mit Andacht genossen, unter ängstlicher Beobachtung, daß ja nicht ein Krümlein verloren gehe. Mancher hält jahrelang eine gesegnete Presvyra vorräthig, um sie bei Erkrankungen bereit zu haben und zur Stärkung zu genießen. Mit dem Backen der Presvyra ist eine ältere, unbescholtene Frau aus der Gemeinde betraut, und bekleidet diese unter dem Namen Presvyrnitza gewisser Maaßen ein kirchliches Amt.

Gegen eilf Uhr ging der Pope zu Datianen. Ein Mädchen führte ihn in das Zimmer, und kündigte den Besuch an.

„Das Väterchen ist zu Euch gekommen, Da-

tiane Iwanowne," rief sie mit lauter Stimme, als ob die Blinde auch taub sein müßte.

Datiane saß auf einem Sopha, erhob sich ein wenig und sank dann wieder zurück. Ueber einem dunklen Unterkleide trug sie eine enganschließende, tuchene Jacke. Der Kopf war mit einem schwarzen Tuche umwunden, so daß die Haare nicht sichtbar waren. Das tiefgefurchte, trockene Antlitz, mit den lichtlosen, halbgeschlossenen Augen, bot einen erschreckenden Anblick dar. Es gab eine Zeit, noch vor wenigen Monden, da bewegten sich die Augen noch lebendig, als suchten sie Licht; sie folgten noch unwillkürlich den hörbaren Bewegungen der Gegenwärtigen; jetzt waren sie starr vorwärts gerichtet, die wimperlosen Augenlider deckten sie zum Theil, und die Blindheit zeigte sich auf den ersten Blick in greller Weise.

„Ich bin zu Euch gekommen, Mütterchen," hob der Pope an, „um Euch eine geweihte Presvyra zu bringen, die ich im Namen Eures heiligen Engels gesegnet habe. Möge das Brodt Eure Seele stärken, und Euren Leib kräftigen, damit Ihr den schweren Kummer, mit dem Euch Gott heimgesucht hat, tragen könnt."

Die Alte streckte dem dargereichten Brodte die Hand nicht entgegen — sie konnte ja die Bewe-

wegung des Popen nicht sehen. Aber sie begriff sie, und antwortete mit klangloser Stimme:

„Legt die Presvyra auf den Tisch. Habe selbst sonst für die Kirche gebacken, als ich gewürdigt war, Presvyrnitza zu sein. Hat aber das heilige Amt mich nicht besser gemacht, und Gott straft mich in harter Weise."

„Gott straft nicht mehr, als wir verdienen," antwortete der Pope, der trotz dem Hüsteln, das seine Worte zuweilen unterbrach, dem Tone seiner Stimme die gehörige Weihe zu geben versuchte. „Er sieht unsere geheimsten Handlungen, Er kennt unsere verborgensten Gefühle, und danach giebt Er, was uns gebührt."

„Was uns gebührt," wiederholte die Alte langsam. „Es ist ein strenges Wort, was Ihr da sprecht, und wißt Ihr selbst wohl kaum, wie tief es verwunden würde, wenn mein gebrochenes Herz noch eine Wunde erhalten könnte."

„Gott hat aber in seiner Gnade auch Trost geboten" — fuhr der Pope fort. „Die heilige Mutter Kirche ..."

„Ich weiß das," unterbrach ihn die Blinde, „und verstehe, wo Ihr hinaus wollt. Denkt Ihr, ich sitze tagelang allein, und lebe in meinem Schmerze, ohne zu fühlen, daß ich mir Erleich-

terung holen könnte? Aber ich will nicht, will wenigstens jetzt nicht — ich will's tragen, bis mein letztes Stündlein kommt. Würde schon nach Euch geschickt haben, wenn es Zeit ist. Aber so lange meine Lippen noch lallen können zum Gebete für meine arme Todte, die heimgegangen ist, wie ihr Vater, ohne den Trost der Kirche, ohne den Segen des Kreuzes mitzunehmen, so lange muß ich beten für sie, so lange muß ich leiden mit ihr. Also ist es bestellt von Gott!"

„Aber bedenkt, Datiane Iwanowne," erwiderte der Pope, der das Räsonnement der Alten nicht begriff, „Eure Gebete werden heilbringender sein für die Todte, wenn Ihr mit sündefreiem Herzen betet."

„So, das dünkt Euch, Väterchen," grollte die Alte. „Nun, ich will nicht mit Euch hadern, obwohl ich Euch beweisen könnte, daß Eure Ansicht falsch ist, grundfalsch, weil, wie Ihr selbst wißt, ein sündiger Pope doch auch gut genug ist, vor dem Altare für seine Mitsünder zu beten. Aber ich will Euch sagen, was Ihr nicht wißt, Ihr, dessen Augen nach Außen gekehrt sind, und nicht nach Innen,' wie die meinigen. Es gab eine Zeit, da blickte ich auch um mich her, und redete und urtheilte über das, was ich sah, in thörichter, menschlicher Weise. Ich lebte mit meinem Gotte, so

wähnte ich damals, auf gutem Fuße, ging in die Kirche, beichtete, genoß die heilige Messe, wozu ich Sünderin das Brodt buck. Die Sünde des Tags, hatte ich gemeint, die nähme das Gebet des Abends hinweg, und wo sie zu schwer sei, da helfe die Fürbitte des Priesters. Das Unglück, das mich traf — hatte ich gemeint — sei eine Strafe Gottes, die ich versöhnen könnte durch Weinen und Klagen und Sündenbekenntniß. Und jedesmal glaubte ich mich versöhnt nachher, und ging hin und sündigte von Neuem. Da fingen meine Augen an zu leiden, allmählig senkte sich ein Schleier darüber; erst sah ich am Tage nicht mehr, und nur im trüben Lichte der Dämmerung unterschied ich, was mich umgab. Auch das hörte auf; ein mattes Schimmern blieb mir, in dem die Farben verschwammen, nicht dunkel genug um Nacht genannt zu werden, nicht hell genug, um Abend zu sein. Je mehr die Welt vor mir versank, desto mehr wandte ich mich nach meinem Innern, und schaute in mir wunderliche Dinge. Längstvergessene Geschichten tauchten da auf und tanzten in mir herum. Ich sah meine Jugend und meinen Leichtsinn; meine Schwester, die ich verlassen und verstoßen habe, daß sie sich verlor im Elende; meinen Mann, den ich nie geliebt, den ich untergehen ließ, ohne ihn durch ein Wort vom Abgrunde

zurückzurufen; ich sah meinen Sohn, in dessen eitler Seele ich das Verlangen nach Glanz und Pracht entzündete, bis er verzweiflungsvoll über die Unmöglichkeit, das Verlangen zu befriedigen, sich dem Trunke ergab; ich sah ihn, wie er mit blutendem Haupte, sinnlos, hierhergebracht wurde, und seinen Geist, unversöhnt mit Gott, aufgab. Die Vergangenheit schreckte mich. Die Nächte ohne Schlaf — und war es nicht den ganzen Tag Nacht für mich? — rang ich, um die Mahnungen des Gewissens los zu werden, und die wirren Bilder in mir zu verscheuchen. Aber noch war ich nicht reif. Ich rief Katty zu mir. Sie mußte mir vorlesen, sie mußte die lauten Stimmen, die in mir tobten, übertäuben. Ich wollte von der heutigen Welt wissen und ließ mir aus den Zeitungen Kunde geben von der Gegenwart, um die Vergangenheit in Vergessenheit zu drängen! Herr, Herr mein Gott! ich habe deine Stimme gehört! Während ich mich abmühte, um noch mit der Welt und in der Welt zu leben, da sollte ich nicht erfahren, was dicht neben mir vorging; da sollt' ich nicht erkennen, daß die einzige Stütze meines Alters, das letzte Licht meines Lebens, dem Untergange entgegeneilte! Eines Morgens, als ich erwacht war, und nach ihr rief — da haben sie sie mir gebracht, todt, in Sünden

dahingefahren! Mit der ersten Thräne, die ich vergoß, ward es völlig dunkel um mich her — und Dank sei dem Allmächtigen, begann es in mir zu tagen! Der letzte, größeste, trostloseste Schmerz erleuchtete mich! Ich muß ihn auskämpfen, denn der Herr hat ihn gesandt; bis auf die Hefe muß ich den Kelch leeren, denn der Herr hat ihn gereicht. Er hat es so geordnet, damit ich, deren Stunden gezählt sind, mich vorbereite für sein himmlisches Reich. Noch darf ich keinen Trost annehmen; meine Stunde ist noch nicht gekommen. Ich will leiden mit meiner Todten, damit ich geklärt werde, damit ich gereinigt werde! Wer mir den Schmerz nehmen wollte, — aber den kann mir niemand, kein Priester, keine Kirche nehmen — der versündigte sich an meinem Seelenheil! Erst der Tod wird mich befreien — und wenn der Herr mich rufen wird, so mögt Ihr kommen, um meine Beichte zu vernehmen, mir Vergebung zu verkünden, Ihr, der Ihr zum Diener Gottes berufen seid!"

Der Pope hatte stumm zugehört. Was sollte er der Alten erwidern! Es verging eine Weile; die Alte schien im Gebet versunken, der Priester hüstelte einige Male, sie achtete nicht darauf und schien seine Gegenwart fast nicht zu ahnen.

„Datiane Iwanowne," begann er endlich, um

der für ihn peinlichen Situation ein Ende zu machen. „Besser wäre doch, Ihr beichtetet bald; wenn Euch der Tod nun überraschte!"

Die Alte antwortete nach einer Pause: „Bald? Wollte Gott, daß es bald Zeit wäre zum Scheiden! Aber noch habe ich die Stimme nicht gehört, die an mich ergehen muß vor meinem Ende."

„Vielleicht täuscht Ihr Euch; Ihr überhebt Euch, wenn Ihr glaubt, daß eine Stimme an Euch ergehen müsse."

Ein mattes Lächeln überzuckte das Gesicht der Blinden.

„Was versteht Ihr davon, Väterchen? Redet's in Euch so laut als in mir? Leuchtet's in Euch so hell, als in mir? Ihr Blinden, die Ihr Euch zerstreuen laßt durch das Licht der Welt, Ihr wißt nicht, was es heißt, die Augen des Geistes offen zu haben! — Nein, nein, wartet, bis ich Euch rufen werde! — Und nun geht, Väterchen. Wenn Ihr wollt, laßt Euch draußen in der Küche geben, wonach Ihr begehrt. Und gebt mir jetzt die Presvyra in die Hand — ich werde nicht davon essen, aber küssen will ich sie, und beten will ich, während ich sie betaste!"

Der Pope ging, nachdem er einige Gebetworte über der Alten gemurmelt. Draußen im Gange

traf er die Küchenmagd, die jetzt die Schlüssel führte, und nach einigen Redensarten, wobei er die Einladung der Alten andeutete, nahm er die Aufforderung an, sich in der geräumigen Küche zu sättigen. Man setzte ihm Eier und Hühnerbraten vor, ein tüchtiger Schnaps ward getrunken. Datiane war sonst gastfrei gewesen, und jetzt machten ihre Dienstboten ihr Ehre. Sie nöthigten eifrig den Popen, — der mit zurückgestreiften Aermeln am Tische saß, und mit Ruhe aß, obgleich es des Nöthigens nicht bedurfte, denn der Pope hatte guten Appetit.

II.

Der Pope ging am Nachmittage hinüber zum Generalen, um ihm Bericht zu erstatten. Er traf ihn auf dem Felde hinter dem Herrenhause, wie er dem Schnitte des reifen Roggens zusah. Männer und Weiber in bunter Reihe hieben die gebeugten Aehren mit Sicheln ab, und legten die Hände voll abgehauener Aehren auf Haufen, bis ein kleines Bündel daraus gemacht werden konnte, das schließlich in Haufen von je zwanzig Bündeln aufgestellt wurde. Der General rauchte seine Cigarre, schaute aber trotz der guten Ernte und des Fleißes der

Leute ärgerlich darein. Hatte er Grund, froh zu blicken?

Der Bericht des Popen verstimmte ihn noch mehr. Dieser blieb bei der Ansicht, Datiane sei verrückt, und es ließe sich nicht anders die Hartnäckigkeit erklären, mit welcher sie die jetzt angebotenen Tröstungen der Kirche zurückwies. Die Worte der Alten wiederholte er ziemlich ungenau. Der General erkannte jedoch wenigstens daraus, daß Datiane in tiefer Reue über ihr vergangenes Leben lebte, und beschloß in anderer Weise auf sie zu wirken. Als der Pope sich entfernte, verließ der General das Kornfeld, und schritt durch die von leichtverbundenen Stacketen begränzten Wege auf die Häusergruppe los, die gegenüber dem Gütchen der Alten, auf einer Seite mit dem Herrenhause von Zarecke lag. Eine Weile blieb er an der Verzäunung der Häuser stehen, murmelte, brummte, kaute an seiner Cigarre. Es ward ihm offenbar schwer, in das Gehöfte zu treten. Wie lange war es wohl her, seit er den Fuß nicht hineingesetzt? seit er den Blick nicht auf jene Häuser geworfen? Wenn ihn sein Weg in die Nähe führte — und fast konnte er es nicht vermeiden, tagtäglich an den nahegelegenen Häusern vorüberzugehen — so vermied er, hinzuschauen; sah er ihre Bewohner von Ferne, so kehrte er

um, damit er ihnen nicht begegne; sprach man von ihnen, so schwieg er, brach das Gespräch ab, — und doch waren es Verwandte, die dort wohnten. —

Datiane hatte eine Schwester, um mehrere Jahre jünger als sie, deren Erziehung kaum beendet war, als die Eltern starben. Die ältere Schwester hätte sich der jüngeren annehmen, hätte Mutterstelle an ihr vertreten sollen; aber woher sollte sie Ahnung solcher Pflichten nehmen? Die Schritte Mariens blieben unbewacht; sie fiel in die Hände eines jungen Mannes, weit unter ihrem Stande, der ihr seinen Namen gab, und sie beim Ausbruche des großen Kampfes gegen Napoleon verließ. Marie hörte nie wieder von ihrem Manne — sie mußte ihn zu den Todten zählen, als Jahre vergingen, ohne Kunde von ihm. Arm — ihr Erbtheil hatte nur in wenigen Bauern bestanden — zog sie sich mit einem Kinde auf das Land zurück. Das Loos der älteren, einst reich ausgestatteten, Schwester war kein besseres; sie hätten einander trösten und im Zusammenleben sich manche Erleichterung verschaffen können. Aber die Schwestern haßten sich, und mieden sich. Datiane glaubte ein Recht zu haben, Marien zu zürnen, weil diese den alten, berühmten Namen weggeworfen hatte, Marie hatte von jeher den Reichthum der Schwester mit Neid angesehen,

und weidete sich jetzt an ihrer Verarmung. Wenn sie auch anfangs auf dem Lande sich noch sahen, so wuchs doch bald die Kluft zwischen ihnen. Marie war sinnlich. Zum ersten Kinde, einem Mädchen, kam bald ein zweites, und niemand wußte, wer der Vater desselben war. Die einen nannten einen Knecht, die andern einen benachbarten, verheiratheten Gutsbesitzer. Seit dieses Kind geboren war, wollte kein Verwandter mehr von Marien wissen. Es dauerte nicht lange, das sinnliche Weib alterte schnell, und ergab sich dem Trunke. Ihre Kinder wuchsen zuchtlos auf, mit verderbter Seele. Als sie herangewachsen waren, spotteten sie der Mutter, die in der Trunkenheit den Spott der Kinder mit Schlägen und Drohungen vergalt. Das Haus erscholl zuweilen von wildem Lärmen, und bald hieß es, daß die Töchter den Lebenswandel der Mutter fortsetzten. Man sagte, sie lebten mit den eigenen Bauern, und die Kinder, die auf dem Hofe herumliefen, seien die ihrigen. Datiane nannte nie mehr den Namen ihrer Schwester. Sie hatte ihr Wohnzimmer verlegt, um nur nicht das Haus der Verachteten vor Augen zu haben. Aber Marie ging mitunter in der Trunkenheit vor Datianens Hause vorüber, und schrie laut ihren Namen, mit Hohnworten ihn begleitend. Das hatte freilich seit Jah-

ren aufgehört. Marie konnte das Haus nicht mehr verlassen; ein elender Krüppel lag sie da, die Hände und Füße halb verdorrt und gekrümmt; eine schlecht gepflegte Gicht hatte ihre Kraft gebrochen. An ihr schien nichts mehr gesund, als die Kehle. Mit Schimpfwörtern und wilden Drohungen erzwang sie sich von den Töchtern Schnaps, und der ward ihr gegeben, in der Hoffnung, daß sie sich schneller zu Tode saufe, oder wenigstens in der Trunkenheit still sei. Es war ein widerlicher Anblick, das alte Weib im Schmutze, halb bekleidet, mit dem stieren Blicke der Trunkenheit, in fast leerer Stube, auf einem Lumpenhaufen liegen zu sehen. Und doch rief sie zehnmal am Tage, sie sei die Herrin, könne befehlen; die ältere Tochter hänge ab von ihr, wie die jüngere; denn wie die ältere, während der französischen Invasion geboren, bei dem Wirrwarr des damaligen Lebens keinen Taufschein aufzuweisen hatte, der ihr Erbrecht sicherte, so war die jüngere, ihrer unehelichen Geburt wegen, ebenfalls auf den guten Willen der Mutter angewiesen. Das wußten beide Töchter, und da die Mutter noch kein Testament gemacht hatte, so waren sie gezwungen, ihrer zu schonen. Seit dem Tode Kattys konnten sie hoffen, auch Datianen zu beerben, und Marie hatte schon darauf sicher gerechnet.

Es war still im Gehöfte, als der General in dasselbe trat. Er durfte erwarten, die Familie in Frieden zu finden. Hühner und junge Schweine liefen im Hofe herum; zur Rechten standen ein Paar Bauernhütten, mit offenen Thüren, unverglas'ten Fenstern, verwitternde Balken lagen in einem Winkel; das Stacket, das den Garten abgränzte, war zum Theile zerrissen, und die Schweine hatten ihren Weg in die Gemüsebeete gefunden. Kein Fruchtbaum stand im Garten; keine Blume blühte auf den Rabatten; Kohl, Salat, Kartoffeln, Rettiche, waren die einzigen Pflanzen. Links lag das Wohnhaus, ein ungeschickter Klumpen, halb schief, halb ohne Dach, die Treppen, die zu den Thüren führten, zum Theil ausgebrochen. Daneben standen Schuppen, mit Telegen und Schlitten, die sorglos hingeworfen waren, leere Ställe, schmutzig und mit vertrocknetem Dünger bedeckt. Nikolay Alexandrowitsch näherte sich einer Hausthüre; ein Kind in Lumpen lag davor, schlafend. Im dunklen Corridor suchte er nach einer Stubenthüre; kein Lärm im Innern verrieth ihm, wo er anklopfen könnte. Endlich fand er eine Klinke, und trat in ein Gemach.

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr?" kreischte ihm ein menschliches Wesen entgegen, das in einem Winkel auf elendem Lager kauerte. Ein alter Hund,

der neben ihr geschlafen hatte, sprang auf, reckte sich, sah den Fremden an, bellte ein Paar Mal, und legte sich wieder, knurrend, nieder. „Aha" lachte das eckle Geschöpf, als der General näher trat, „Ihr seid es, mein Vetter, der stolze Herr, Nikolay Alexandrowitsch! Haben uns lange nicht gesehen. Meidet mich ja, wie die Pest. Wie komme ich denn jetzt zu der Ehre? He da, Annuschke, Natasche, wo schnarcht Ihr, kommt doch hervor, den Herrn Onkel zu sehen. Und bringt einen Stuhl, wenn er etwa so gnädig sein will, in meinem verachteteten Hause zu sitzen!"

„Laßt die Mädchen, Marie Iwanowne, wo sie sind. 'S ist besser, wir reden zuerst allein, wenn Ihr anders die Geduld habt, mir zuzuhören."

„Geduld!" antwortete das Weib, „ei, ich muß mich wohl gedulden! Seht Ihr nicht, wie ich bin?" Dabei wies sie die verkrüppelten Hände auf, schob die Beine mühsam unter den Lumpen hervor, und lachte höhnisch, als der General zurückschreckte. „Ja, ja, das ist aus mir geworden! Und wißt Ihr, ich habe auf Bällen mit Fürsten getanzt; auch mit Euch habe ich getanzt, als Ihr ein schmucker Gardeofficier waret. Seid auch nicht mehr der schöne Nikoloff! Die Schmarre über dem Gesicht, die Ihr aus demselben Kriege mitgebracht habt, wo ich meinen Mann

verlor, entstellt Euch heute übler als damals! Nun, werdet nicht roth vor Zorn, seht dann häßlicher aus, als Ihr wirklich seid!"

„Marie, laßt das überflüssige Gerede, und paßt auf das, was ich Euch sagen werde. Eure Schwester ...."

„Oho, will's da hinaus, — da sind wir bald fertig. Ich mag nichts von ihr hören, wenigstens nicht durch Euch. Sie ist so elend, als ich bin; aber ich habe doch einen Trost, ich werde sie überleben; ich werde noch trinken können am Tage, wenn sie sie in die Grube senken, und trinken von ihrem Gelde."

„Freut Euch nicht zu frühe. Datiane Iwanowne ist zwar älter, als Ihr, und wird nicht lange mehr leben. Ob Ihr sie aber beerbt, ist eine andere Sache."

„Hahaha! Wer soll denn erben, wenn nicht ich? Freilich, so lange das Balg lebte, die Katty, da hätte ich nichts gekriegt; aber wer steht jetzt zwischen ihr und mir?"

„Zwischen ihr und Euch steht der Haß, der alte, ungetilgte Haß," antwortete mit nachdrücklichem Tone der General. „Ich will zwar glauben, daß Eure Schwester milder geworden ist seit kurzer Zeit; möglich jedoch, daß sie deswegen nicht weniger die Erbschaft Euch entzieht und der Kirche oder dem Kloster vermacht."

Die Alte stutzte einen Augenblick. Kam der General als Bote, um ihr mitzutheilen, daß sie schon um die Erbschaft betrogen sei?

„Was wißt Ihr davon?" fuhr sie auf. „Wollt Ihr mich etwa vorbereiten, daß mich die Blinde noch im Tode bestohlen hat, wie sie mich im Leben betrogen hat? Sagt nur schnell heraus, besser mit einem Schlage erfahren, daß ich verfolgt bin mit Unglück bis an mein Ende!"

„Noch ist nichts geschehen, soviel ich wenigstens weiß; aber ich komme, um Euch zu warnen!"

„Um mich zu warnen! Ei, woher fliegt Euch denn auf einmal das Interesse für mich an?"

„Marie," erwiderte der General zögernd, „ich mag nicht lügen; nicht um Euretwillen, sondern um Datianens willen bin ich gekommen. Datiane ist blind...."

„Darüber lache ich längst," unterbrach das gefühllose Weib.

„Ist blind," fuhr der General fort, ohne die Zwischenrede zu beachten, „und hat niemand mehr, der ihrer wartet. Sie sitzt den ganzen Tag allein, den quälendsten Gedanken überlassen. Ihr, und Eure Anna stehen ihr am nächsten, und Euch kommt es zu, sich der Blinden anzunehmen. Nun braucht Ihr selbst der Pflege, aber Ihr findet sie auch ohne

Annen. Diese könnt Ihr entbehren; schickt sie zu Datianen, die dadurch versöhnt werden, und im letzten Augenblicke nicht daran denken wird, Euch zu enterben."

„So so," versetzte das Weib. „Verstehe jetzt, weswegen Ihr mich wegen der Erbschaft schrecktet. Begreife auch, warum Euch daran liegt, der Blinden ihr Lebensende zu erleichtern. Ihr wollt wieder gut machen, was Euer Sohn, der saubere...."

„Das gehört nicht hieher," unterbrach Nikolay Alexandrowitsch hastig. „Meine Beweggründe können Euch gleichgültig sein."

„Ha ha," höhnte das Weib. „Denkt Ihr, ich freue mich nicht jedesmal, wenn meinen stolzen Verwandten ein Unglück widerfährt, ich die Verachtete, Verstoßene — und warum Verstoßene — weil ich so thöricht war, mein Herz einem Officier zu schenken, der nichts hatte als seinen Degen! Oh! Ihr habt mich zu dem gemacht, was ich bin; und wenn's hier wurmt" — sie drückte den linken Ellnbogen an die Seite — „so freut es mich, daß Euer Name auch geschändet worden ist, daß Ihr nicht mehr stolz sein könnt, in Eurem väterlichen Wappen den Knjäsenmantel zu tragen. Oh, Datianens Sohn, wie Euer Sohn, sie haben das ihrige gethan, um den schönen Namen in den Koth zu ziehen!"

„Marie," sagte der General, dessen Zornesader gewaltig angeschwollen war. „Ich will mit Euch nicht rechten. Macht es kurz, sagt, wollt Ihr Annen zu Datianen schicken, oder nicht? Im ersteren Falle, ruft sie her, befehlt ihr, hinüberzugehen, und ich gehe meiner Wege. Spräche aber gern noch ein Paar Worte mit ihr."

„Nur gemach, stolzer Herr, man muß doch überlegen."

„Hier ist nichts zu überlegen; was es gilt, wißt Ihr. Es handelt sich um die Erbschaft. Also entscheidet Euch schnell."

„He, Annuschke," rief die Alte, und als unmittelbar darauf ihre Tochter eintrat, fuhr sie fort: „Ich dachte 's wohl, du wirst gehorcht haben an der Thüre, sammt deiner Schwester. Nun desto besser, so weißt du, warum es sich handelt."

Annuschke, wie die Mutter sie nannte, war ein hageres, langes Geschöpf, an dem ein dicker Kropf den auffallendsten Kontrast zu der ganzen Figur bildete. Das birnförmige Gesicht, mit großer Nase, war schmutzig grau, leblos, und machte mit den glanzlosen grauen Augen einen abstoßenden Eindruck. Ein schlotterndes Kattunkleid, fast ohne Taille, vorn halb offen stehend, und einen schmutzigen,

wahrscheinlich erst jetzt in der Eile angezogenen Unterrock zeigend, paßte mit seinen ausgeblichenen Farben zum Gesichte. Der General sagte sich, daß diese unweibliche Person schlecht zur Pflegerin der Blinden sich eignen würde.

Annuschke grüßte den Verwandten mit leisem Kopfnicken, und wandte sich zur Mutter.

„Ich habe gehört,“ sagte sie mit rauher Stimme, „ich soll zur Blinden. Nun mir wäre es recht. Aber habt Ihr denn die Gewißheit, daß sie mich will?“

Daran hatte freilich der General nicht gedacht. Im ersten Augenblicke war ihm nur darum zu thun gewesen, eine Pflegerin zu finden, und hatte er gemeint, es müsse Datianen in ihrer Stimmung wohlthuend sein, wenn sie sich mit der Schwester vor ihrem Tode aussöhne. Erst jetzt fiel es ihm ein, daß Datiane dieses Geschöpf zurückweisen könnte, das sie zwar nicht sehen würde, dessen Stimme jedoch schon einen verletzenden Eindruck machte. Aber da er einmal so weit gegangen war, da er, in der Absicht, der Blinden die letzten Lebenstage zu erleichtern, es über sich gewonnen hatte, die Familie ihrer Schwester aufzusuchen, so mußte auch der Versuch gewagt werden, die Nichte als Krankenpflegerin einzuführen.

„Möglich," sagte er nach kurzer Ueberlegung, „daß sie Euch nicht gerade freundlich empfängt. Aber sie ist jetzt weicher, als jemals, und kaum glaube ich, daß sie wiederholten Versuchen der Aussöhnung widersteht. Nur müßt Ihr vorsichtig sein, Anna. Behandelt sie sanft, lauscht ihre Gewohnheiten ab; sucht ihre Gedanken zu errathen, zerstreut sie durch Gespräche. Wenn Ihr zu ihr kommt, so entschuldigt Eure Mutter, die nicht selbst kommen kann. Ich wollte gern vor Euch zu ihr gehen, aber es ist besser, Ihr kommt, ohne angemeldet zu sein; sie mag glauben, Ihr habt es aus freien Stücken gethan."

„Ich werde gehen, und noch heute," sagte Anna. „Mag sie mich auch schlecht empfangen. Um die Erbschaft zu sichern, will ich mir schon Einiges gefallen lassen. Stirbt sie ohne Testament, so kann keine Frage sein, daß die Mutter erbt. Aber anders ist es mit Euch, Mutter, und da einmal ein Mann zugegen ist, der als Verwandter sich längst um uns hätte kümmern müssen, so wäre es gut, wenn Ihr gleich in seiner Gegenwart Euch bereit erklärtet, ein Testament zu machen."

„Hoho," drohte Marie, „Ihr wollt, daß ich Euch mein Gut verschreibe, und wenn Ihr gewiß seid, mich zu beerben, wollt Ihr mich mißhandeln. Da-

raus wird nichts. Ich habe noch Zeit zum Testament."

„Das könnt Ihr nicht wissen, Mutter. Der Tod kann schnell kommen. Mißhandeln wollen wir Euch nicht, wenn Ihr für uns sorgt. Ihr hört es, ich will Euch die Erbschaft der Schwester erhalten; dafür versprecht mir aber, ein Testament zu machen."

Der General ward ungeduldig. „Folgt ihrem Rathe, Marie!" sagte er, fast befehlend. „Was soll aus Eurer Tochter werden, wenn Ihr das bischen Habe, wovon Ihr bis jetzt gelebt habt, nicht für sie sichert?"

„Was aus ihr werden soll," lachte der Krüppel. „Eine Landstreicherin, und das muß sie wissen, damit sie mir dankbar sei. Aber ich will thun was sie verlangt, und nehme Euch zum̄ Zeugen, vornehmer Herr! Oder besser, setzt mir das Testament auf; meinen beiden Töchtern, — ich habe zwei, daß Ihr's wißt — Annuschke und Natasche, will ich zu gleichen Theilen mein Land und meine Bauern, was ich habe und haben werde, hinterlassen. Das bringt mir, ich will's unterschreiben, wie ich kann. Aber in Eure Hände, Annuschke, soll's nicht kommen; hier, auf meinem Lager will ich's bewahren und bewachen, und wehe Euch, wenn Ihr nicht thut, wie ich gebiete!"

„Gut, gut," sagte Nikolay Alexandrowitsch. „Heute noch will ich die Acte aufsetzen. Jetzt aber, macht Euch zurecht, Anna; binnen Kurzem wird Datiane Iwanowne vom Kirchhofe zurück sein; dann geht zu ihr, und versucht Euer Heil. Und nun, lebt wohl! Ich reiche Euch nicht die Hand, Marie, weil es Euch stört.."

„Weil Ihr zu stolz seid," höhnte die Kranke.

„Das bin ich nicht," sagte trübe der General. „Und zum Beweise, hier, Anna, hast du meine Hand, und Gott stehe dir bei in deinem Gange; so wie auch dir, Marie, auf deinem Schmerzenslager."

Er machte das Zeichen des Kreuzes über ihnen, und ging. Marie war ernsthaft geworden. Sie sprach kein Wort, während Anna ein Tuch um die ergrauenden Haare band, einen alten Shawl umwickelte, und ohne Gruß die Stube verließ, um hinüber nach der Wohnung Datianens zu gehen.

III.

Die Sonne war schon im Sinken, als Anna über die Brücke schritt, von der Katty einst, nach Hause wankend, herabgestürzt sein mußte. Teufelsbrücke hieß sie jetzt allgemein, und ward ge-

mieden von den Bauern, die lieber einen Umweg machten, und über die bequeme Brücke unterhalb der Mühle gingen, an der man Kattys Leichnam gefunden hatte. Auf dem andern Ufer des Baches, wo das kleine Gebiet Datianens begann, hatte Alles einen freundlicheren Anblick; hier war der Abhang bewaldet, ein glatter Weg zog sich nach der Höhe hinauf, wo das Haus Datianens hinter einem Baumgarten stand. Datiane war in späteren Jahren eine gute Wirthin geworden. Ihre wenigen Bauern waren wohlhabend, ihre Häuser in Ordnung. Das Wohnhaus, alt, aber wohlerhalten, hatte in den Stuben und Kammern noch manches alte Möbel, das an einstige glückliche Zeiten erinnerte. Selbst seit Datiane allmählig erblindete, war die alte, hergebrachte Ordnung erhalten worden, und das Erbe erschien der Mühe werth, die Anna über sich nahm. Das mußte sie wohl denken, als sie die Blicke über die Umgebung schweifen ließ, und jetzt in das Gehöfte trat, das mit dem ihrigen verglichen, ein Herrenhof genannt werden konnte.

Die Küchenmagd stand in der Thüre, und glotzte verwundert die Besucherin an. Diese kehrte sich nicht daran, und frug kurz, „ist meine Tante zu Hause?"

„Datiane Iwanowne muß gleich vom Kirchhofe

zurückkommen," antwortete die Magd. „Masche ist schon lange nach ihr gegangen."

„So werde ich auf sie warten. Führe mich in das Zimmer."

Die Magd zögerte. Was wird die Blinde sagen, dachte sie, wenn sie die Nichte bei sich findet, deren Namen nie vor ihr ausgesprochen werden durfte. Und doch war es die Tochter ihrer künftigen Herrin, die es ihr schwer vergelten konnte, wenn sie gegen sie unhöflich war.

Langsamen Schrittes ging sie voraus und öffnete die Thüre zu dem Zimmer, in welchem Datiane gewöhnlich zu sitzen pflegte.

Es war ein reinliches Gemach, mit soliden, alten Möbeln, in das Anna trat. An jenem Tischchen am Fenster hatte Katty gewiß oft gesessen. Das Osterei unter dem Spiegel war das letzte Geschenk der Blinden an ihre Enkelin gewesen. Ein paar Bücher lagen auf dem Tische unter dem Spiegel — niemand öffnete sie mehr seit dem Tode der Unglücklichen. Datianens Sitz war auf dem Sopha, gegenüber der Eingangsthüre; so hatte sie es gewollt, damit sie die Eintretenden sicher höre. So war sie auch dem Heiligenbilde zugekehrt, das dicht neben der Thüre in einem Winkel hing. An der Wand gegenüber den Fenstern hingen zwei blasse

Pastellbilder, in geschnitzten Rahmen, darunter ein Medaillon. Während die Küchenmagd hinausgegangen war, um nach der Rückkehr ihrer Herrin auszuschauen, betrachtete Anna die Porträts. Jener Officier, in grüner Uniform mit silbernen Schnüren, mit gepudertem Haare, war ihr Großvater; die Dame daneben, das coquette Haupt in einer hohen Fraise halbversteckt, ihre Großmutter. Die Farben waren verwischt, und in dem Helldunkel konnte man die Züge nicht unterscheiden. Aber deutlicher trat das wohlerhaltene Miniaturporträt hervor. Was war aus dem jungen Mädchen geworden, das der Künstler in allegorischer Weise als Rosenknospe gemalt hatte! Ein rosafarbenes, seidenes Gewand in antikem Schnitte umhüllte die Taille; ein grüner, durchsichtiger Schleier schlang sich um das Haar und flatterte in leichten Falten herab bis an den Rand des Medaillons. Das braune Haar, dessen Locken einst bewundert worden waren, war längst ergraut; die blauen Augen waren erblindet; die weichen, jugendlichen Züge, die des Malers Allegorie gerechtfertigt hatten, waren verwelkt und verdorrt! Wer konnte denken, daß die alte, gebeugte Datiane Iwanowne einst das Original dieser frischen, lieblichen Rosenknospe gewesen sei!

Die Thüre öffnete sich, und die Küchenmagd

führte die Blinde vorsichtig herein, geleitete sie nach dem gewohnten Platze, und rief dann:

„Hier ist Eure Nichte Anna!“

Sie entfernte sich, um die Verwandten allein zu lassen. Die Blinde hatte draußen schon den Besuch ihrer Nichte erfahren, und ohne ein Zeichen der Verwunderung angehört.

Anna näherte sich der Alten und schaute sie an. Der tiefe Schmerz, der auf ihren Zügen lag, imponirte selbst diesem verwilderten Gemüthe, und stimmte es unwillkürlich sanfter.

„Die Mutter hat mich geschickt, Tante, um nach Euch zu sehen,“ begann sie in einem Tone, so weich, daß man ihre Stimme kaum wiedererkannte. „Ihr habt keine näheren Verwandten als uns; da meint die Mutter, es wäre an uns, Euch zu pflegen. Es ist lange her, daß wir mit einander verfeindet waren; ich mag nicht entscheiden, wer die größere Schuld trägt. Aber wir sind bereit, Euch die Hand zu bieten.“

Die Alte nickte mit dem Kopfe; sie schien die versöhnlichen Worte ihrer Nichte zu billigen.

„Ich wußte, daß du kommen würdest,“ antwortete sie nach kurzer Pause. „Ob es Theilnahme ist, was dich zu mir geführt hat, ob es Eigennutz ist, will ich nicht fragen. Beides ist mir gleichgültig.

Ich lebe nicht mehr der Welt. Aber ich hörte eine innere Stimme, daß ich Abschluß halten müßte, mit Allem, was noch auf Erden an mir hängt; und da mußtest du kommen, damit vollzogen werde, was Noth thut."

Sie sammelte sich einige Augenblicke. Anna wagte nicht, sie zu unterbrechen; außer Stande, den ruhigen Ernst ihrer Tante zu begreifen, war sie doch ergriffen von der Umwandlung, die in der Blinden vorgegangen. Datiane war feierlicher gestimmt, als am Morgen, während des Besuches des Popen. War es der Aufenthalt auf dem Kirchhofe, war es die beginnende Verklärung des absterbenden Gemüthes, — ihre Worte klangen weihevoll. Sie begann von Neuem:

„Du sagst, du mögest nicht entscheiden, wer die Schuld der Verfeindung trägt, die deine Mutter und mich trennt. Ich trage die Schuld. Ich zuerst habe meine Pflicht verletzt, habe meiner Schwester, der Unerfahrnen, Schwachen, nicht beigestanden in ihren ersten Lebensschritten. Ich habe sie nicht gewarnt, als sie strauchelte, ich habe mich von ihr abgewandt, als sie irrte. Je mehr sie sank, um so schroffer habe ich sie behandelt, und um so sanfter hätte ich sie zurückleiten sollen auf die rechte Bahn. Ich kann mich nicht anklagen, daß ich mich an

ihrem Elende geweidet habe; aber ich habe mich in eitlem Stolze gefreut, daß sie wenigstens nicht unsern Namen trug, als sie verachtet und gemieden wurde. Auch dir gegenüber bin ich schuldig. Es hätte mir obgelegen, dich zu erziehen, dich nicht untergehen zu lassen in der Hölle, die dort drüben spukte. Statt dessen habe ich dich angesehen als eine Fremde, habe dich aufwachsen lassen, ohne nur ein Wort der Theilnahme für dich zu sprechen. Ich ärnte jetzt, was ich gesäet. Wie könnte ich Liebe bei Euch finden, da ich den Samen des Hasses ausgestreut. Ich kann es nicht mehr ändern. Es ist zu spät, um wieder gut zu machen, was ich ein langes Leben hindurch verbrochen habe. Ich muß die harten Folgen tragen, und leiden, geduldig, ohne Murren, — bis zur ewigen Erlösung."

„Aber Tante," fiel Anna ein, „wir wollen Euch pflegen, gewiß."

„Laß die Betheurungen," sagte die Alte ruhig. „Höre meine Worte, vielleicht die letzten, die ich zu dir spreche. Ihr könnt mich nicht lieben; Ihr könnt höchstens Theilnahme heucheln und ich lüde eine neue Sünde auf mein Haupt, wenn ich Euch dazu Gelegenheit böte. Auch brauche ich der Theilnahme nicht. Wie ich hier sitze, so sitze ich den ganzen Tag, und nur zuweilen, um meiner Todten näher zu sein,

um eifriger für sie beten zu können, besuche ich sie an ihrem Grabe. — Zu deiner Mutter kann ich nicht kommen, obgleich ich ihrer oft im Gebete gedenke, und obgleich du ihr sagen sollst, daß ich sie um Verzeihung bitte. Aber ich weiß, sie verstünde mich nicht, und das, was sie mir antworten würde, könnte mich in meiner Andacht stören. Ich mußte warten, bis du kamest, um dir meine Reue zu bekennen, und daß du heute gekommen bist, daß ich heute schon dir und deiner Mutter meine Schuld bekennen konnte, ist ein Zeichen, daß meine Stunde nicht mehr fern ist. — Anna, sieh, was aus mir geworden ist! Ich bin stolz und hochmüthig gewesen, eitel und leichtsinnig, lieblos und kalt! Jetzt bin ich bestraft. Ich lebe jetzt nur der Erinnerung, — und Alles, dessen ich mich erinnere, ist Sünde und Verbrechen. Anna, ich habe kein Recht, dich zu ermahnen; ich selbst habe dir das Herz gegen mich verschlossen. Aber wenn ich todt bin, und Ihr herübergezogen seid in mein Haus, das das Eure werden wird, so betrachte zuweilen jene Bilder dort an der Wand — mein Auge hat sie lange nicht mehr gesehen — das sind die Bilder meiner Eltern, deiner Großeltern. Laß sie dich mahnen, daß edles Blut in deinen Adern fließt, daß du dich nicht erniedrigen darfst, sondern aufraffen mußt, um zu

beweisen, du seist die Nachkommin eines Mannes, der Rathgeber seiner Czaren gewesen, und in der Welt nur mit Ehrerbietung genannt wurde; und einer Frau, die keiner an Adel und Bildung nachstand. Bete zu ihren verklärten Geistern um Stärkung für das Werk deiner Errettung — und gäbe Gott, daß dein Beispiel deiner Mutter vorleuchte zur Besserung."

„Tante, laßt mich zuweilen wiederkommen," sagte Anna, als die Alte schwieg.

„Ich bedarf niemandes mehr," antwortete Datiane mit starker Betonung. Dann fuhr sie leiser fort: „Willst du um deinetwillen kommen, um an mir zu erfahren, was es heißt, für seine Sünden leiden, so magst du kommen. Nur hüte dich, Anna, daß du dem Eigennutze nicht Raum giebst. Ihr werdet hier erben; was ich habe, wird Euch gehören. Viel ist es nicht, doch in Eurer Lage eine Unterstützung. Zwar fürchte ich, unter deiner Mutter wird es den wenigen Bauern, die ich besitze, schlecht ergehen, und sie wird den Zuwachs ihres Vermögens nicht gut gebrauchen. Aber ich habe kein Recht, es Euch zu entziehen. Also darüber seid ruhig, und laßt Euch nicht durch Eigennutz bestimmen, wenn Ihr herüberkommt. Uebrigens — wer weiß — wie lange Ihr mich noch finden werdet. —

Für heute genug, Anna! Ich bin lange abgewendet worden vom Gebete! — Gehe heim — und grüße deine Mutter — sag' ihr, dein Besuch habe mir wohlgethan! Mir ist leichter geworden hier" — sie deutete auf ihr Herz.

Anna wollte die Hand der Tante ergreifen; aber diese hatte nach kurzer Bewegung sich in die Ecke des Sophas zurückgelehnt.

„So gebt mir wenigstens Euren Segen mit," bat das Weib.

„Dich segne der," antwortete die Alte, mit Anstrengung sich noch einmal vorwärts beugend, „der sich des Sünders erbarmt."

Die Blinde sank zurück in das Sopha; Anna entfernte sich. Bald darauf trat die Küchenmagd herein, sah ihre Herrin regungslos auf ihrem Platze sitzen, und störte sie nicht, weil sie sie im Gebete versunken glaubte.

IV.

Der General war am andern Morgen in der Frühe beschäftigt, das Testament zu kopiren, das er am Abende zuvor aufgesetzt hatte. Nach seiner gewohnten Weise sollte das Angefangene rasch been-

digt werden, und als Sophie Iwanowne, die alte Schwedin, in das Zimmer trat, und ihn anreden wollte, so fuhr er sie an, hieß sie sich hinauspacken, sie sähe ja, daß er dringende Arbeit habe. Nachdem er geendigt, zog er sich an, und eilte hinweg, ohne selbst nachzusehen, ob seine Frau schon aufgestanden sei. Als er über den Corridor ging, kam ihm Sophie Iwanowne entgegen.

„Ew. Excellenz,“ rief sie ihm zu, „ich muß Ihnen sagen, es ist ein großes Unglück gesehen — erschrecken Sie nicht“ —

„Nun was giebt es, Ihr macht mir erst Angst!“ herrschte der General sie an.

„Datiane Iwanowne ist gestorben.“

„Gestorben,“ lallte der General, und schwankte, so daß er sich an die Mauer halten mußte.

„Gestorben! die Küchenmagd hat sie todt auf dem Sopha gefunden. Son gestern Abend spät. Sie ist zweimal im Zimmer gewesen, und die Alte hat im Sopha gesessen. In der Dunkelheit hat die Küchenmagd geglaubt, sie bete. Als sie zuletzt mit Licht gekommen, um sie zu Bette zu bringen, da hat sie gesehen, daß sie todt war.“

Der General machte während dieser Worte das

Zeichen des Kreuzes über sich, und ging dann still zurück in sein Zimmer.

Nach einigen Minuten kam er wieder heraus und rief der Sophie Iwanowne. „Weißt du nicht, ob Marie Iwanowne den Tod ihrer Schwester schon erfahren hat?“ frug er.

„Die Küchenmagd hat ihn heute morgen dort angezeigt, noch ehe sie hierher kam, um es hier zu melden.“

„Dann kömmt am Ende mein Testament zu spät,“ murmelte der General.

Er eilte davon, nach der Wohnung Mariens.

Anna stand in der Thüre. „Gott sei gedankt, daß Ihr kommt,“ rief sie dem General zu. „Habt Ihr schon erfahren?“

„Ich weiß Alles; und Eure Mutter?“

„Wir haben es ihr bis jetzt verschwiegen. Sie lachte, als ich ihr gestern Abend erzählte, wie mich Datiane empfangen habe. Sie spottete der Alten und jubelte, da ich so unvorsichtig war, ihr mitzutheilen, daß die Tante nicht daran denke, uns zu enterben. Wenn sie jetzt den plötzlichen Tod hört, so ist sie im Stande, das Testament nicht zu

unterschreiben. Am besten wäre es, sie erst dazu zu bewegen, im Falle Ihr so gut waret, es aufzusetzen."

„Kommt hinein," antwortete der General, „ich bringe es mit."

Marie lag in derselben Stellung auf ihrem Lager, wie gestern.

„Dachte wohl, Ihr würdet's eilig machen," sagte sie. „Nun es hat keine Noth. Habt mich da unnöthig erschreckt, mit Euren Drohungen. Die Blinde enterbt uns nicht. Brauchen da nicht hinüberzulaufen, bevor sie todt ist. Aber lange kann sie's nicht mehr machen. Denn sie soll ja wie umgewandelt sein. Läßt mich um Verzeihung bitten, die Hochmüthige. Sagt, sie sei an Allem Schuld, die alte Sünderin!"

„Marie, Ihr thätet besser, Ihr ahmtet ihr nach. Daß Datiane ihr Unrecht eingesehen, sollte Euch daran erinnern, daß es auch für Euch Zeit dazu ist. Jetzt bringe ich das Testament; hört es an, und unterschreibt es, wenn Ihr es billigt."

„Heute nicht, mein vornehmer Vetter," grollte die Alte. „Die Mädchen werden leicht zu übermüthig. Anna hat mir schon lange Geschichten er-

zählt, die sie nichts angehen; hat mir Vorwürfe gemacht. Was soll's erst werden, wenn sie sich sicher fühlt. Nein, laßt sie zappeln."

Anna zuckte ärgerlich mit den Achseln.

„Nichts habe ich Euch gesagt, Mutter," sagte sie, als was vernünftig und wahr ist. Datiane war nicht allein schuld an Eurem Hasse. Ihr tragt auch Euer Theil, und habt sie so gut um Verzeihung zu bitten, wie sie Euch gebeten."

„Das verstehst du nicht!" kreischte der Krüppel. „Du hast sie nicht gekannt, wie sie jung und reich war, wie sie vor Hochmuth nicht wußte wohinaus."

„Marie, zürnt nicht mehr!" sagte der General ernst. „Datiane hat jetzt nur Einem Rechenschaft zu geben, der ihre Sünden mit ihrer Reue abwägt."

Marie stutzte. Aber der General ließ ihr nicht Zeit zum Nachdenken. „Ihr seid noch den Menschen verantwortlich," fuhr er fort, „und wenn ich auch wenig Recht habe, Euch zu rathen, so thue ich es doch um Eurer Tochter willen. Schließt Eure Rechnung hienieden ab! Der Tod kommt, ehe wir es ahnen. Im Uebrigen vergebt Ihr Euch nichts. Und da ich einmal Eure Schwelle wieder betreten — was ich nie geglaubt — so verspreche ich Euch, daß ich nach Euch sehen will, wenn Ihr das Testament unter-

schreibt. Ich will dafür sorgen, daß Ihr gut behandelt werdet, und wo ich helfen kann, da soll's geschehen."

„Wollt Ihr? Seht mich ehrlich an! Nun, ich weiß, Ihr haltet Wort. So les't denn."

Nikolay Alexandrowitsch las das Testament vor. Die jüngere Tochter, Natasche, trat unter die Thüre, die aus dem Nebenzimmer führte. Als der General an ihren Namen kam, hielt er unwillkürlich inne. Ihn hatte am tiefsten die Existenz dieses Kindes verletzt, seit dessen Geburt er die Mutter nicht wiedergesehen hatte. Aber er überwand sich, als er das Mädchen, eine dicke, freche Person, das Gesicht höhnisch verziehen sah. Nachdem er geendet, holte Anna eine Feder, breitete das Testament vor der Mutter aus, und suchte den Arm derselben in die Lage zu bringen, damit sie schreiben könne. Dabei erwachte der Gliederschmerz, das Weib schrie laut auf, stieß ihre Tochter zurück, die sanfter als gewöhnlich mit der Kranken verfuhr. Endlich, nach manchem bösen Seitenblicke der Alten, war die Feder in der gekrümmten Hand, und zitternd schrieb sie ihren Namen nieder. Aber kaum damit fertig, stieß sie die Feder weg und suchte sich des Papiers zu bemächtigen. Ihr Arm war zu schwach dazu, und einen Schrei ausstoßend, mußte

sie hülflos zusehen, wie der General das Papier ergriff, zusammenfaltete und einsteckte.

„Seid nicht kindisch, Marie," sagte er. „Das Testament bleibt bei mir. Ich werde Eure Unterschrift beglaubigen lassen, und damit basta! Jetzt bereitet Euch, Anderes zu hören!"

Marie starrte ihn an.

„Eure Schwester ist todt!" —

„Todt!" kreischte die Alte, und zuckte zusammen. „Und das wußtet Ihr, und habt mir's verschwiegen! Ihr habt mich betrogen und wollt mich auch jetzt betrügen, — gebt mir mein Testament zurück!"

„Mutter, beruhigt Euch," besänftigte Anna und drückte die Alte zurück, die sich trotz der Schmerzen halb aufgerichtet hatte. „Ihr könnt mir's glauben — und Ihr wißt, daß wenn ich auch schlecht bin, ich doch nie gelogen habe — Ihr sollt es jetzt besser haben, als zuvor! Betet für Datianen, wie ich es gethan, und dankt ihrer Seele, daß sie nicht geschieden ist, ohne uns unsere Schuld vergeben zu haben!"

Marie schwieg. Der General, der zu ahnen begann, daß der Tod Datianens wohlthätig auf Anna gewirkt habe, drückte dieser die Hand.

„Anna wird für dich sorgen, Marie," sagte er mit Rührung. „Ich denke, sie wird noch lernen, was Kindespflicht ist. Ich gehe jetzt hinüber in das Leichenhaus. Datiane ist ohne Beichte gestorben; der Pope hat sie im Sterben nicht gesegnet. Aber ihre Seele ist bei Gott, denn sie hat ihre Sünden wahr und aufrichtig bereut."


Halle, Druck von H. W. Schmidt.
LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO





Halle, Druck von H. W. Schmidt.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BRIEF
DK
0030089


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 08 04 07 019 7